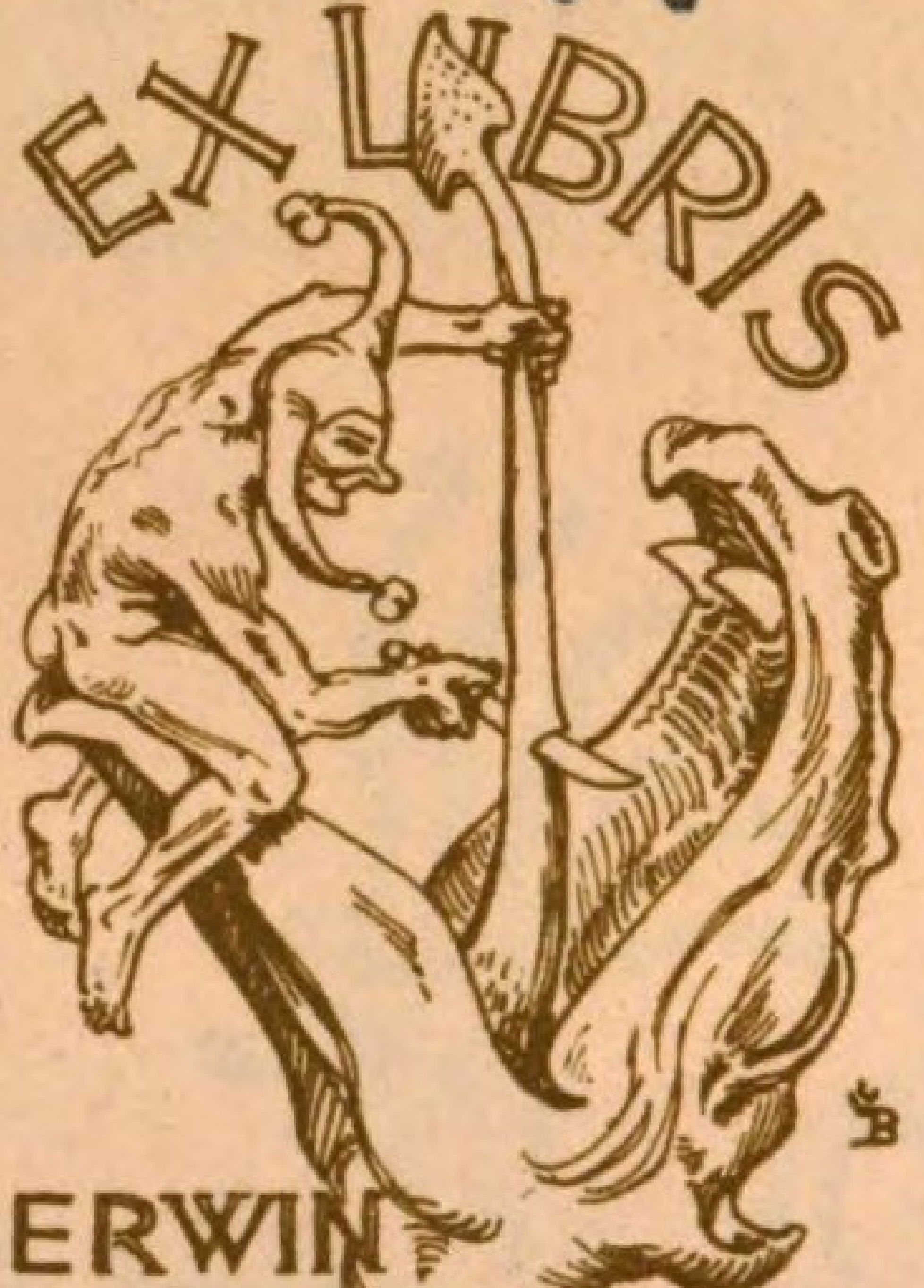
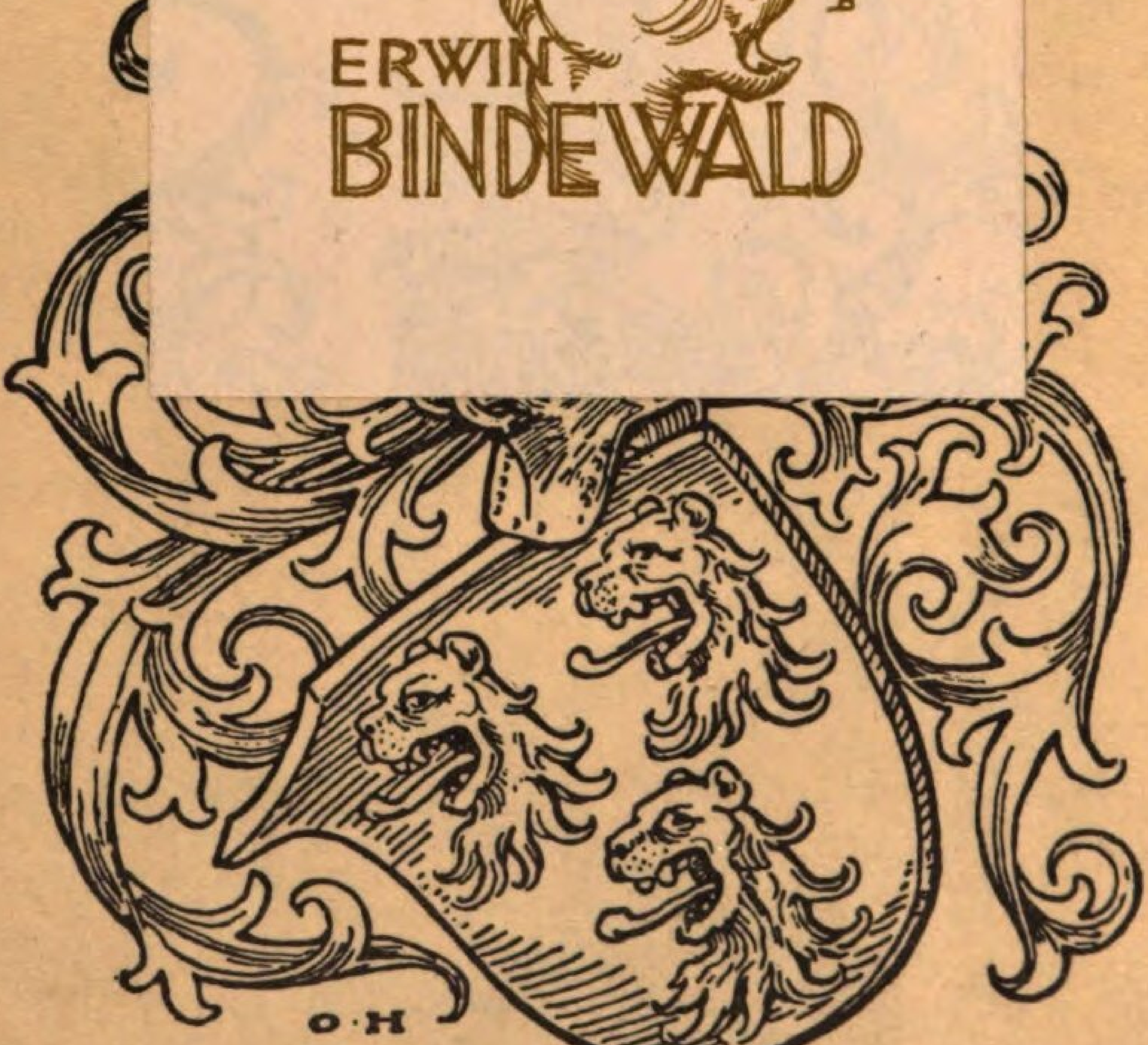
P. o. germ. 2059 b (1



ERWIN
BINDEWALD



BIBLIOTHEK AUF
SCHLOSS SÖDER

791

1782
14 Bole

Jacob Reinhard

und

seine Familie.

Ein Roman

von

Friedrich Gleich.

Erster Theil.

Leipzig,
bei Karl Heinrich Reclam.
1817.

A 1721234

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Jacob Reinhard

und

seine Familie.

Erster Theil.

Bayerische Staatsbibliothek München

Seit zwei und zwanzig Jahren war Franz Reinhard wohlbestallter Schulmeister des Dorfes Brandheim und lehrte und lebte still, anspruchlos und genügsam in dem ihm von dem Höchsten angewiesenen Wirkungskreise. Verheirathet eben so lange als der Ruf zu seiner Stelle ihm wurde, ward die Einförmigkeit seines Berufes ihm, belebt und geschmückt durch die Erziehung einer Tochter, und die stete Verbindung mit seinem Bruder Jacob, einem nimmer ruhenden, stets in der Welt umherwandernden Pilger, von eben so gutem, frommen und redlichen, als eigenem Character.

Während des Laufes mancher Jahre bereits, hatte Jacob Reinhard, der nicht allein von der kleinen Familie des Schulmeisters, sondern von allen Bewohnern des Dorfes, jung und alt, immer nur der Bruder Jacob schlechtweg genannt wurde — seine umherziehende, an keinen festen Wohnort sich bindende Lebensart geführt, wobei ihm denn, nach seinem eigenen Ausdruck, Brandheim und des Brudes Haus als ein Hafen diente, in den er gleich dem Schiffer auf weitem, wilden Meere, einlief von Zeit zu Zeit, theils um aufs neue sich auszurüsten zu neuer Fahrt, theils sich zu erholen von den Gefahren der Sandbänke, Untiefen und Klippen, die ihm aufstießen auf seinen Reisen und die in seiner metaphorischen Sprache die Trockenheit, Oberflächlichkeit und Arglosigkeit der Menschen bedeuteten, die er denn zu entdecken nicht selten Gelegenheit hatte.

Jedesmal wenn er nach so einem Streif- und Seezuge in seinem Hafen vor Anker ging, verfehlte er denn auch nicht mit der Versiche-

rung bei seinem Bruder einzutreten: daß dieß=mal sein letzter Ausflug gewesen, daß von nun an er nie mehr das stille Dörfchen und das einsame, von einem Kranz der Ruhe und des Friedens umgebene Haus des Bruders verlassen wolle, denn draußen sey es doch ewig kalt und wild, hier nur der Sitz der Zufrie=denheit — und so oft auch schon dieser Aus=spruch von ihm geschehen und — bald darauf wieder gebrochen worden war, so glaubte den=noch Franz und seine Frau Sabine es jedes=mal sehr ernstlich und die ersten Tage nach einer solchen Wiederkehr wurden stets den em=sigen Beschäftigungen zur festen, dauernden und bequemen Aufnahme und Einrichtung des Ankommenden gewidmet; so daß dann das Haus des Schulmeisters in seinem Innern eine völlige Reform erlitt und Jacob in dem emsi=gen Hin= und Herräumen, im beweglichen Anordnen und Zurechtstellen, gewissermaßen einen entfernten Abdruck seines gewöhnlichen unsteten Lebens hatte.

Dieß und die Menge Mittheilungen des

Erfahrenen während seiner letzten Wanderung, machten denn auch Jacob die Zeit so schnell verfließen und so angenehm dazu, daß er in der ersten Woche jeden Abend regelmäßig seinen Eintrittsspruch wiederholte, und hoch und theuer versicherte, er wolle nicht allein nie mehr Brandheim, sondern sogar nie mehr das Haus verlassen und der Rest seiner Tage solle ihm fort und fort zwischen diesen vier Mauern verfließen; aber kaum war auch diese Woche um, so erwachte von neuem in ihm der Trieb nach der Ferne und er fing an nicht allein das Dorf und dessen Hütten zu durchziehen, sondern auch seinen Bruder des Abends zu begleiten, der vermöge seines Amts verbunden war, gegen Sonnenuntergang den Kirchthurm zu besteigen, um den Arbeitern auf dem Felde mit dem Ton der Glocke das Zeichen zu geben, wie nun die Zeit der Ruhe und Erholung nahe nach langem, sauren Tagewerk.

Es gehörte dieß Geschäft gerade aber, so mühselig für den nicht mehr jungen Franz

man es auch wohl hätte halten sollen, zu seinen angenehmsten und liebsten, ja erquicklichsten; denn wenn er so oben stand und durch die kleinen Luken des Thurms hinaus sah in die freie, schöne, von Gottes Hand reich gesegnete Ebene, wenn sein Blick so über die im leisen Abendwind wogenden Saaten hinstreifte bis zu den fernen, blau am Horizont empor dämmernden Bergen, die wie Träume der Vergangenheit und Zukunft in magische Nebelschleier gehüllt, oft mit goldenen, oft mit dunkeln Säumen eingefaßt — wie ja auch des Lebens Vergangenheit und Hoffnung eingefaßt ist — da lagen; wenn dann seine Hand den Strang der Glocke faßte und die Klänge ernst und monoton und doch so heimlich vertraut, dahin schwebten — dann war es ihm oft, als sey er ein Bote des Friedens und der Ruhe und er sprach dann wohl zu sich selbst: wie ich und meine Glocke jetzt den müden Arbeiter zurückrufen zum häuslichen Heerd in die Mitte der Seinen, so ruft einst uns alle die Stimme des Grabesengels vom Tagewerk

des Lebens dem Hause des Vaters zu und wie auf meinen Glockenton jetzt die Bewohner dieses kleinen Thales, so werden dann, auf den höheren Ruf die Athmenden des großen Erdenthales hören, so Gott will, zufrieden des verlebten Tages, mit freudiger Hoffnung.

Hier war es denn auch, auf diesem Thurm, wo Franzens Bruder immer von neuem den Vorsatz zu einer nochmaligen Wanderung faßte und während die Aussicht von da herab in der Seele des Schulmeisters den Gedanken an Heimkehr erzeugte, bildete sie in der seines Bruders der an das: Hinaus. —

Der Augenblick, in dem der Verfasser dieser Blätter seinen Leser mit den Brüdern bekannt macht, war ein solcher, wo sie innig vertraut, innig liebevoll, innig Eins und doch so verschiedenartig gestaltet im Innern, bei einander standen auf der Warte, wie Franz, auf dem Vorgebirge, wie Jacob den Thurm zu nennen pflegte, und letzterer eben seinem horchenden Bruder erzählte, wie fern weit nach dem dunkelnden Süd-Ost hin, ein Freund

ihm noch wohne aus frühern Tagen und wie es recht an der Zeit jetzt sey, daß er sich aufmache ihn einmal zu besuchen.

„Du willst also wieder fort, sprach Franz, fast betrübt zum Bruder, ich glaubte, wir würden endlich einmal ruhig bei einander wohnen bleiben.“

„„Ich will nur dieß einemal mich noch von Dir trennen, dann nicht mehr. Sieh Franz, erstens habe ich es versprochen und ein ehrlicher Mann hält sein Wort, zweitens kenne ich jene Gegenden noch gar nicht und es wär doch Schade, wenn in meinem Reisebuche, das ich freilich nur für mich und Dich geschrieben habe, jener Himmelsstrich fehlte, der nur noch mangelt um das Ganze zu einem recht hübschen und ansehnlichen Kreis zu runden, welchen ich während so mancher Jahre durchwandert habe.““

Wie es immer nach einem solchen Gespräch unter den Brüdern zu geschehen pflegte, so geschah es auch jetzt; Franz wandte noch ei=

niges ein, Jacob widerlegte mit diesen und jenen Gründen und nach langer Berathung stand der Entschluß zur gewöhnlich auf den andern Tag schon bestimmten Abreise fest, die dann auch den Hausgenossen kürzlich angezeigt, Jacobs Wandergeräth zusammengesucht und bei der aufdämmernden Morgenröthe angetreten wurde.

Der Freund, den Jacob dießmal aufzusuchen ging, war ein Herr von Feldmann, Hauptmann einst in dem Kriegsheere eines deutschen Fürsten. Nach mehrjährigem Dienst und nach manchem erlebten Abentheuer, bald günstiger, bald ungünstiger Art, hatte er sich zurückgezogen von der Welt und ihrem Treiben und lebte ohnfern den schönen, romantischen Ufern des Oberrheins auf dem Landsitze einer alten sehr reichen, sehr ahnenstolzen aber dennoch auch, sehr gutmüthigen Verwandten, deren Erbe er, oder eigentlich sein Sohn, die einzige Frucht einer nicht langen aber glücklich geführten Ehe — einst seyn sollte.

Beide, Vater und Sohn, so wie auch die erwähnte Tante, lernen wir am besten aus einem Briefe kennen, den Theodor — dieß war der Name des jungen Feldmann — in dieser Zeit an einen Freund schrieb, welchen er

auf seiner kurz vorher beendeten Reise durch Deutschland in H... sich erworben hatte und der um so passender hier seine Stelle findet, da er zugleich dem Leser den Ursprung der Freundschaft des alten Feldmann mit Jacob meldet.

Vier Monathe — schreibt Theodor — bin ich nun wieder im heimathlichen Hause, habe mich so ziemlich wieder eingerichtet und auch so ziemlich an die einfache, nach dem Schlag der Uhr hier bestimmte und herkömmliche Ordnung, gewöhnt, so daß ich nun wohl im Stande bin, Dir ein treues Gemälde unseres Seyns in diesem, von dem lebhaften Gewühl der großen Städte gewaltig abstechenden, Erdplätzchen zu machen und ich thue es mit der Hoffnung, daß die Schilderung des ländlichen Stilllebens den Großstädter auf einige Augenblicke den Mangel künstlicher und belebter Begebenheiten wird übersehen lassen, der allerdings in meinem Bericht hervorleuchten dürfte. — Das Gut meiner Tante, welches das Asyl meines Vaters und die zweite Wiege

meiner Kindheit geworden ist, liegt in einer jener reizenden, gesegneten Gegenden, an denen der Süden unseres Vaterlandes so reich ist. Aus meinen Fenstern kann ich beim Erwachen die von der Morgensonne vergoldeten Fluthen des vaterländischen Rheines sehen und ein Ritt von wenigen Stunden bringt mich den Felsen zu, über die er, dieser Strom so vieler deutschen Völkerschaften, sich donnernd und brausend, zürnend, wie in edler Majestät und Kraft, herabstürzt, um bald darauf friedlich durch sanfte Auen sich zu ergießen. Du wirst mir zutrauen, daß die Schönheit dieser Naturscenen, obgleich sie von früher Jugend meinem Auge sich dargeboten, ihren unverwelklichen Reiz für mich nicht verloren haben und daß des jungen Mannes Blick noch mit eben dem Genuß auf ihnen weilt, als einst die Blicke des Knaben und Jünglings und wahrlich! ich würde es gewiß mit Recht, als den herbsten Verlust meines Innern betrachten, wenn dem nicht also mehr wäre.

Wir, mein Vater, meine Tante und ich,

genießen denn auch, jedes in seiner Art, das Schöne dieser erhabenen Natur bestens und es würde einem Fremden gewiß Unterhaltung gewähren, wenn er so die Verschiedenheit beobachtete, mit der sich die dadurch bewirkten Eindrücke bei uns gestalten. Mein Vater — ich fange billigerweise bei seiner Schilderung zuerst an — ist ein guter aber rauher Kriegsdegen und alles was sich ihm nähert, bildet sich in seinem Innern übereinstimmend zu dieser Art seines Seyns, oder setzt sich vielmehr, mit derselben in Bezug. So hört er in dem majestätischen Getön des über die Felsen sich stürzenden Stromes nur den Donner der Schlachten wiederhallen, die er einst in seiner Jugend mitfocht und ohne gerade von der Schwachheit angesteckt zu seyn, die man so oft bei alten Kriegern findet, daß sie die strenge, fast sclavische Ordnung und Zucht ihres Standes auch in ihr späteres häusliches Leben überzutragen suchen, hängt meines Vaters ganzes Herz doch innig an der Erinnerung jener Tage, die ihm unter den Fahnen eines

tapfern Heerführers verflossen und er und sein alter Johann, ein Inventarienstück jener Zeit, erquicken fort und fort gemeinschaftlich ihre Gemüther durch hundert und hundertmalige Wiederholung das damals zusammen Erlebten. Für beide sind das die angenehmsten Ereignisse, die auf irgend eine Art mit ihrem frühern Seyn sich verbinden lassen und der findet gewiß den schnellsten Weg zum Herzen meines Vaters und zugleich zu dem des alten Johann, der es versteht diese Saite zur gehörigen Zeit anzuschlagen. Das Verhältniß des Herrn und Dieners fällt in solchen Augenblicken, wo mächtiger als gewöhnlich die Erinnerung hervortritt, dann zwischen beiden, meinem Vater und Johann, gänzlich weg, sie erscheinen dann zu einander als das was sie sind, als vieljährige treue Freunde und gewöhnlich bringt erst das Dazukommen eines Andern, besonders das meiner Tante, die Sache wieder ins hergebrachte Gleis und des alten Kriegsgefährten oft laut genug geäußerter Widerspruch löst sich auf in das ehrerbietige Schwei-

gen des Dieners. Daß einem Paar solcher Menschen die Blätter, die die täglichen Ereignisse der politischen Welt bekannt zu machen pflegen, eine immer willkommene, höchst begierig erwartete Sache sind, läßt sich denken, aber anders als dem großen Haufen der Zeitungsleser muß sich auch dieses ihnen gestalten. Das was jetzt geschieht, so riesig, so ungeheuer es auch immer seyn mag, hat eigentlich kein, oder doch nur wenig Interesse für sie, aber es gewinnt es in der Vergleichung mit dem was sie selbst handelnd mit erlebten und die furchtbaren Schlachten, die unsere Zeit liefern sah, werden von ihnen nicht in ihren Folgen, nicht in dem Aufschwung des Genies Einzelner, den Ideen und der Begeisterung ganzer Völker, betrachtet, sondern nur um die militairischen und tactischen Kenntnisse der Heerführer mit denen ihrer Zeit zusammen zu stellen, wo dann, wie es so natürlich ist, bei ihnen die letztern immer den Vorzug behalten, denn — die Vergleichenden fochten ja damals selbst mit. Zweimal in der Woche reitet Jo=

hann nach dem nächsten Städtchen, um von dort ein ansehnliches Pack gedruckter Neuigkeiten zu holen und noch nie, seit manchem Jahre, ist dieser Ritt von dem alten Mann ausgesetzt worden und würde es auch gewiß nicht, wenn auch der Himmel sich in Strömen ergöß. Diese Tage sind dann für meinen Vater wahre Feste. Zur bestimmten Stunde, denn Johann kehrt sehr pünktlich zurück, geht dieser ihm entgegen, dann wird unterweges schon die Lesung begonnen und ihre Rückkunft kündigt mehrentheils ein lautes Gespräch, das oft ein förmlicher Wortwechsel ist, an, denn nicht selten ereignet es sich, daß Herr und Diener über dieses oder jenes aus der vergangenen Zeit, die stets herbei citirt wird, verschiedener Meinung sind. Für meine Tante, einer in hohem Grade ehrwürdigen, aber von mancher Schwäche heimgesuchten, Frau, sind diese Zeitungstage ein wahrer Greuel, denn an diesen mehr wie an andern offenbart sich das vertrauliche, den Unterschied der Stände nicht berücksichtigende, Verhältniß meines

Vaters zu seinem alten Diener und dieß ist dann eine Sache, die in ewig unversöhnlichem Widerspruch nicht mit dem Herzen, dazu ist sie zu edel, wohl aber mit den eingesogenen Ansichten meiner Tante steht. Die Verschiedenheit ihrer Ansichten mit der Stimme ihres eigenen Herzens setzen sie aber nicht allein mit meinem Vater, sondern eben so oft auch mit sich selbst in Widerspruch und in demselben Augenblick, wo mit einer fast schneidenden Härte den nicht adelich Geborenen sie das Erhabene ihrer eigenen sogenannten edlen Geburt kann fühlen lassen, ist sie doch stets bereit, auch den geringsten der Menschen mit wahrhaft schwesterlicher Liebe beizustehen und indem sie dem edlen Triebe ihrer Brust folgt, strebt sie vergebens, die Larve möchte ich es nennen, fest zu halten, die Vorurtheil und Gewohnheit ihr aufgezwungen haben.

Du wirst glauben, daß die Nähe und das fast unausgesetzte Zusammenseyn mit Personen, die, wenn auch dem Herzen innig verwandt, doch in so eigner Beziehung mit allen sich ih=

nen Nahenden sich zu setzen gewohnt sind, für einen jungen Mann wie ich, der eben erst zurückkehrt aus den Kreisen großer Städte, etwas beengendes, wo nicht langweilendes haben müsse, aber ich versichere Dich, dem ist nicht so und obgleich meine Ansichten des Lebens sehr häufig von denen meiner Umgebung abweichen, so entschwinden mir doch hier die Tage leicht und schnell, schneller als in dem betäubenden Geräusch der großen Welt sie mir je vergingen. Vielleicht vermuthest Du die Liebe, die allmächt'ge Herrscherin der Seelen, hat von ihren goldnen Throne sich zu mir in mein stilles Thal niedergelassen, schmückend es mit ihrem belebenden Reiz; aber ich versichere Dich, auch dieß ist nicht der Fall. Du kennst meine Ansichten über diesen Punkt, weißt was ich beim Weibe suche und — es sey aufrichtig gestanden, noch nicht finden konnte, obgleich ich ein feines Stückchen Land durchzogen habe und manches Städtchen und manches Mädchen sah. Schilt mich deswegen nicht einen Sonderling, der selbst nicht weiß,

was er will; ich weiß es recht wohl, was ich will, ist es denn aber meine Schuld, daß es unter so vielen — Blumen will ich sie nennen, so wenige giebt — ach, vielleicht keine!— die mir als der Blumen Blume erscheint. Ja, ich leugne es nicht, schon oft und vielmal, wenn ich so in die Versammlungen der schönen Welt trat, wenn ich so einen schimmernden Kranz lieblicher weiblicher Gestalten sah, und mir dem Eintretenden war, als öffnete sich mit den Thüren der Säle oder Zimmer die Aussicht in ein glänzend geschmücktes Land, in dem nun endlich einmal meine Sehnsucht ihr Ziel, meine Wünsche ihre Erfüllung finden würden; dann ließ ich voll froher Lust meine Blicke umherstreifen, um die herauszusuchen, die mir das Schicksal bestimmte, aber sie kehrten noch stets traurig zurück, denn bei keiner schlug mein Herz in höheren Schlägen. — Ich bin immer der Meinung gewesen und bin es auch noch, die Liebe trifft und zündet, wie sehr wahr der Dichter sagt, schnell wie des Himmels Feuerfunke und Prüfen und

Wählen endet in dem Augenblick des Erkennens. Es mag seyn, daß dieß nicht bei allen Herzen der Fall seyn kann; die Gemüther der Menschen sind gar verschieden und mannichfach die Fibern gewoben, die unser Empfinden bestimmen — aber das weiß ich und fühle es tief: bei mir ist es so und Liebe, die ewige himmlische Tochter der Himmlischen alle, kann nur so sich offenbaren. Ich hoffe nicht, daß Du glaubst, übertriebene Ansprüche von meiner Seite, das Vorschweben eines auf Erden nie zu findenden Ideals, mache mich ungerecht gegen die gewinnenden Vorzüge von so Vielen des schönen Geschlechts. Nein Freund! gewiß nicht; diese Schmückerinnen des irdischen Seyns können schwerlich einen wärmern Anerkenner ihrer Reize und Tugenden, ja selbst Vertheidiger ihrer ihnen eigenen Mängel finden, als mich; aber Bewunderung ist noch keine Liebe, und Anerkennung kein Erkennen. Was ich suchte und noch nicht fand? Nun das will ich Dir wohl sagen, magst Du auch darüber lächeln und mich einen Schwärmer nen=

nen, so wie ich schon oft bin genannt worden; mein Herz begehrt nur dieß, nichts anders und wenn deutlich bewußte Stimme des Herzens Schwärmerey ist, nun so ist sie doch gewiß keine verwerfliche. Sieh Lieber, ich habe immer so gedacht; Schönheit, d. h. äussere, ist zwar eine gar wunderlieblich blühende Blume, aber die Blume blüht nur in des Lenzes heitern Tagen und der Mensch zählt in seinem Leben auch andere Jahreszeiten, dann kommt es oft, daß nur die welken Blätter bleiben und mit dem äußeren, aller Schmuck gefallen ist. Schönheit des Geistes aber — es ist betrübend, daß in unsern Tagen diese Bezeichnung des wahren Schönen so misbraucht, so auf Nebendinge, die zwar auch recht gut aber doch nicht das Eigentliche sind, angewendet wird, daß einem ehrlichen Mann fast ein kleiner Fieberschauer anwandeln kann, wenn man davon sprechen hört, denn, sage selbst, was wird so gewöhnlich damit angedeutet? Statt wie es sich gebührte, damit nur den reinen, ungetrübten Abdruck einer

Engel=Seele zu bezeichnen, die in rührender, kindlicher Unschuld dahin wandelt, in sich den Himmel tragend und ihn um sich verbreitend, ohne daß sie es selbst weiß: nennt man Witz, der oft nicht aus gutem Herzen stammt, Belesenheit, die oft verkehrt genug ist, oder, das schlimmste von allen, Gelehrsamkeit also, die mit höchst wenigen Ausnahmen nur unbefriedigend für den Mann, das Weib zu einem unseligen Zwitter macht, der herausgetreten ist aus dem ihm von der Natur vorgezeichneten Grenzen, um sich einzudrängen in ihm fremde; der die schöne Weiblichkeit von sich gelegt hat, um eine — Männin zu werden, ein Geschöpf, an dem weder Mann noch Weib Freude finden kann. O es ist eine schöne, herrliche Sache um die reine, ungeschminkte Natur, um ein kindlich offenes Herz! Du wirst meinen, daß das was ich begehre vom Weibe eher in der Stille des ländlichen Lebens, auf der ländlichen Flur erblüht, als im Gewühl der Städte; ich vermuthe, ja ich glaube das selbst, aber, sey es Zufall, sey es

Geschick, ich fand es bis jetzt da noch im minderen Grade als in den Städten. Statt des geläufigen, doch wenigstens in Gesellschaft die Zeit vertreibenden Witzes, fand ich da nur zu oft blöde Einfalt, die von kindlicher Einfalt so himmelweit verschieden ist, wie weibisches Seyn von Weiblichkeit und nahm freilich auf dem Lande nicht leicht ein gelehrtes Mannweib mich und ihre Umgebung in Anspruch, ihre paradoxen Philosopheme anzuhören, so mußte ich dagegen oft aus übrigens recht schönem Munde eine Abhandlung über Hühner- und Gänsezucht vernehmen, die mir denn freilich ein wenig weniger unnatürlich, aber nicht minder langweilig war.

So ist es denn gekommen, und Du wirst aus diesen Andeutungen sehen, daß mein Herz noch völlig frei blieb bei aller heißen, glühenden Sehnsucht, ja, daß es frei bleiben mußte, denn: es ist wohl etwas sehr seltenes, was ich suchte, ein nur den heiligen Eindrükken der Natur offenes, völlig kindlich reines Gemüth, gepaart mit Geist und Geistesbil-

dung — in dieser voll Convenienzen, Formen und Manieren angefüllten, wo nicht — verschrobenen Welt; und ich bin, durch die Ueberzeugung der Seltenheit dessen, wonach ich strebte, auch so ziemlich dahin gebracht — nicht mehr darnach zu streben, indem ich angefangen habe, mir vorzukommen, wie einer der da ausgehen wollte, um jenen in der Tausend und Einer Nacht erwähnten Karfunkel zu finden, den der Fürst der Geister in Straußengestalt bewacht — und der wohl viele kostbare Steine finden kann auf seinem Wege zum Kaukasus, schwerlich aber den den er begehrt.

Doch genug über dies Kapitel, das, ich fürchte fast, schon zu sehr unter meiner Feder angewachsen ist; statt länger damit Dich zu unterhalten, will ich Dich lieber mit einem Manne bekannt machen, der seit kurzer Zeit bei uns hier eingekehrt und ein alter Freund meines Vaters aus den Tagen seiner Jugend ist. Er war mir eine eigene, merkwürdige Erscheinung und ich theile Dir deshalb die Art

meines ersten Zusammentreffens mit ihm mit, da sie zugleich den Grund der einst gestifteten Freundschaft zwischen ihm und meinen Vater erzählt.

In der Entfernung von einigen Meilen von hier, liegt das Schloß der Grafen von ..., ein altes, aus den jetzt so sehr als poetisch und herrlich geschilderten Zeiten des Mittelalters, wo der Ritter turnierte und jagte — sich herstammendes Gebäude, dessen bloßer Anblick schon von Außen, mehr noch von Innen, dem Wandrer anzeigt: hier galt das Faustrecht, und in dem während der Sommermonathe der jetzige Besitzer, ein Bekannter von mir, sich manchmal aufzuhalten pflegt. Dieß war jetzt gerade der Fall und ich hingeritten, den lange nicht gesprochenen einmal zu besuchen. Ich fand eine kleine, aber gewählte Gesellschaft daselbst, denn mein Freund liebt heiteren Umgang, und wurde von Allen, besonders vom Wirth, mit jener zutraulichen Zuvorkommenheit aufgenommen, die so sehr die Würze des geselligen Lebens ist. Es war

noch hoch am Tage als ich hinkam — die andern Gäste waren bereits den Abend vorher eingetroffen — und so konnte ich noch einer Wasserparthie beiwohnen, die vom Grafen zur Erlustigung seiner Gäste, besonders der Damen, war veranstaltet worden. Wir fuhren in mehrere kleine Kähne vertheilt auf dem zu den Besitzungen unseres Wirthes gehörigen See umher und die Beschäftigung des Angelns und munteres Geplauder machten uns die wenigen Vormittagstunden sehr schnell entfliehen. Am Ufer des Sees waren einige Zelte aufgeschlagen, zu ihnen steuerten wir jetzt hin, uns mit einem Mahle zu erquicken. Wir hatten kaum, auf den Rasen uns lagernd, Platz genommen, so bemerkten wir ohnfern auf dem Stamm eines abgesägten Baumes einen ältlichen Mann in einfacher Reisekleidung sitzen, der, den Kopf auf seinen Knotenstock gestützt, mit freundlichen Blicken uns betrachtete und sich an unserer Munterkeit zu ergötzen schien. Graf ... als Wirth, ging sogleich auf ihn zu, und findend in dem Fremden einen Mann von Bil-

dung, lud er ihn ein, Theil an unserer Gesellschaft zu nehmen; eine Sache, die dieser auch ohne weitere Umstände annahm und gleich bei seinem Unterunstreten, sich uns sämmtlich als ein eben so gemüthlicher wie mit den Sitten der größern Welt, wohl vertrauter Mann zeigte, dem es, durch die damit so sichtbar verbundne Herzlichkeit, nicht schwer wird, sich die Gemüther der Menschen zu erwerben. Es dauerte auch nicht lange, so hatten wir, Männer sowohl als Frauen, uns in einen Kreis um den Fremden gruppirt und indem er mit mancherlei Gesprächen uns unterhielt und, bald zu diesem bald zu jenem mit seiner Rede wendend, fast allein das Wort führte, schien es doch uns allen, als hätten wir eben nie mehr Theil am Gespräch genommen, denn jetzt. Du weißt Freund, ich liebe diejenigen gerade nicht, die in Gesellschaft fröhlich vereinter Menschen — die denn doch zusammen kamen um sich gegenseitig zu erholen und auszusprechen – allein sich des Wortes bemeistern, gleichsam als wäre ihnen das Monopol der

Unterhaltung zugetheilt worden, und die mit ihren Stentorstimmen jede Aeußerung Anderer unterdrücken oder überfluthen; doch ist mir der Mann immer eine erfreuliche Erscheinung, der mit heiterer Laune, mit gewandtem, in den Schranken des Anstands und Gutmüthigkeit bleibenden Scherz und Witz, die wahrlich nicht leichte Kunst besitzt, eine aus so mancher eigenen Individualität zusammengesetzte Gesellschaft angenehm zu beleben, und ohne ermüdend zu werden, oder in Anekdotenkrämerei zu verfallen, das Gespräch fort und fort im Gange zu erhalten. Ich selbst besitze dies Talent nicht, und bin auch überzeugt, daß es nicht erworben, sondern angeboren seyn muß, wie alles Talent, wenn es wahrhaft erfreulich seyn soll, wobei sich denn natürlich versteht, daß es durch Kenntnisse, besonders aber durch Reisen, ausgebildet und überhaupt nur mit richtigem Tactgefühl angewendet werden muß. Denn allerdings kömmt es sehr auf die Stimmung der Zuhörer hierbei mit an und der heiterste, fließendste Erzähler, dürfte

seines Zwecks ganz und gar verfehlen in einer durch irgend ein tiefgreifendes Ereigniß anderer Tendenz, bewegten Versammlung. An mir selbst durch Andere habe ich oft schon diese Erfahrung gemacht. So kenne ich einen sehr geistreichen Mann, der belebt von munterer Laune, fast stets einen reichen Schatz von Witz vorräthig hat, mehrentheils aber so zur ungelegenen Zeit, so, möchte ich sagen, querfeldein, damit anrückt, daß er nicht selten höchst unangenehm statt erheiternd wird und oft mir schon vorgekommen ist, wie ein ganzer Band voll Witzspiele, die, selbst wenn sie wahrhaft witzig sind, doch durch hinter einander Weglesen ermüden. Der Witz ist der Aufblitz des Geistes, wenn aber der ganze Horizont fort und fort leuchtet, dann ist es weder hell noch dunkel und im blitzen verschwindet der Blitz. Doch ist dieses noch viel erträglicher, als die oft dafür gegebene und – auch genommene Anekdotenauspackerei. Einzeln und sparsam angebracht, können auch diese Andeutungen drolliger und witziger Begebenheiten und Ant-

worten, sehr vergnüglich seyn, aber ein Vade-mecum! gleichviel lebend oder gedruckt, wie langweilig! Es ging mir einmal recht betrübt in dieser Hinsicht. Ich hatte nehmlich die Schriften eines mir persönlich Unbekannten gelesen und mir, da sie geistreich, gefühlvoll, wahrhaft vom poetischen Geist angehaucht, waren, ein höchst vortheilhaftes Bild von dem Verfasser in Gedanken entworfen und längst gewünscht, seiner, wie ich durchaus nicht anders glaubte, höchst anziehenden Unterhaltung mich einmal erfreuen zu können. Der Zufall kam meinem Wunsch zu Hülfe. Auf meiner letzten Reise speise ich in ..., in ziemlich großer, sehr lebhafter und geistreicher Gesellschaft. Ein langer, hagerer Mann von wenig empfehlendem Aeußern ist mit darunter, sein Mund, eine Zeitlang nur beschäftigt die Speisen in großen Bissen und großer Menge zu verschlucken, macht plötzlich in diesem Geschäft Halt, da ein anderer Anwesender einen ziemlich komischen ihm begegneten Auftritt erzählt, und kaum hat dieser geendet,

so entströmt dem Langen bis dahin Stummen, eine solche Menge von Anekdoten mit solcher ununterbrochenen Gewalt, daß fortan den ganzen Abend kein Mensch mehr im Stande war ein Wort aufzubringen und die zahlreiche Versammlung zuletzt aufs schrecklichste gelangweilt wurde, obgleich manche der erzählten Sächelchen gerade nicht ohne Spitze waren. Eine Weile hatte ich den Redestrom vorüberrauschen lassen, hoffend, er werde wieder enden, endlich wurde mir doch der Mann, seiner Unerschöpflichkeit wegen, merkwürdig; ich erkundige mich bei einem Nachbar nach ihm und höre — mit wahrem Schmerz! — den Namen dessen nennen, den ich mir so poetisch geschmückt hatte. Ja Freund, dieses lebende Lexicon nichts bedeutender Dinge, war der Verfasser jener Werke voll zarter Sehnsucht und Liebe; derselbe Mann, der in seinen Schriften so zu meinem Herzen gesprochen hatte, überschwemmte jetzt meine Ohren mit einer Sündfluth von Reden, die höchstens dazu gut waren, eine vorübergehende Zwergfellerschüt=

terung zu bewirken und ließ sich auch darin nicht stören, obgleich unser Wirth und mehrere Anwesende mehrmalige Versuche zu einer Wendung des Gesprächs machten, denn bei jedem Wort fiel ihm eine neue Anekdote ein und immer sich von Einem zum Andern wendend, redete, das Feld behauptend, zuletzt er nur noch allein.

Es sey mir erlaubt, da ich einmal diese Abschweifung vom Hauptfaden meiner Erzählung gemacht habe, — noch folgende allgemeine Bemerkung hier einzuschalten. Gewöhnlich geht es ein mit den Bildern, welche man sich selbst von berühmten, oder doch besonders ein interessirenden Personen, die man noch nicht gesehen hat, macht, recht unglücklich; denn sehr, sehr selten entspricht das lebende Original dem Gebild der zeichnenden Phantasie und man erblickt da nur zu oft einen recht gewöhnlichen, ja manchmal sogar unangenehm ansprechenden Menschen, wo man sich einen von dichterischem Glanz umflossenen Heros dachte und ich habe daher oft schon

gewünscht, diesen oder jenen Künstler, Schriftsteller und Dichter, nicht persönlich kennen gelernt zu haben, da dieß wohl mitunter die Strahlenglorie mir hat zerfließen machen, mit der sonst sein Bild sich mir umgab und die aus den Geistesklängen und Funken seiner Werke ich gewoben hatte. Zwar bin ich gerecht genug und glaube, jeder Vernünftige wird es auch seyn, den Künstler von dem Menschen so zu trennen, daß gar wohl der eine hochgeachtet in meinem Innern bestehen kann, ohne das des andern Mängel den Glanz merklich trüben, den sein Gehalt erschuf; doch läugne ich nicht, daß ein zu großer Abstand zwischen dem poetischen (künstlerischen) und prosaischen (bürgerlichen) Leben eines der Kunst dienenden Individuums, mir immer sehr verletzend erschien, denn, wenn gleich die Weihe, eben weil sie Weihe ist, ihren Liebling nicht fort und fort umschweben kann, da dieser ja doch auch Mensch und folglich auch an den Staub der Erde gebunden ist, so muß der, dem irgend eine Muse in schö-

nen Stunden sich naht, doch nie und nimmer im Trivialen, ja wohl gar Gemeinem, befangen seyn, weil, wo Götter einmal wandelten, nie ganz ihre Spur vergeht, oder doch vergehen sollte und die Grazie, ohne die selbst die göttlichen Pierinnen nur gemeine Mädchen würden, nichts mehr als das Unheilige flieht. Die Erzählungen und Anekdoten aus dem Leben großer und berühmter Männer, besonders in der Kunst, die da berichten, wie oft dieser oder jener, den wir mit Recht als einen erhabenen Geist bewundern, dessen Werke oft in den fernsten Zeiten noch die Herzen und Gemüther der Menschen erheben und rühren, in so mancherlei Thorheiten, ja selbst den ernstteßten Tadel verdienenden, Ausschweifungen befangen gewesen sind, — waren mir immer ein Greuel und stets ist mir dabei eingefallen, was unser großer Dichter sagte:

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n."

Denn, wäre wirklich es wahr, hätten wirk-

lich, wie wohl mitunter kaum zu leugnen ist, jene Heroen in der Geisteswelt die nachgesagten Betrübtheiten sich zu Schulden kommen lassen, so sollte man das lieber so viel wie möglich in ewige Vergessenheit zu begraben suchen, denkend, daß nichts Irdisches vollkommen ist und bedauernd, daß so große Talente nicht vor so Kleinen schützen konnten: als sie im Andenken zu behalten und sogar mit einem gewissen Triumph (welches wahrhaft der Triumph des Gemeinen über das Erhabene ist) weiter und wieder zu erzählen.

Vorzüglich sollte man die Jugend mit solchen, recht das Heilige zertrümmernden Geschichtchen verschonen; in die Seele des Knaben und Jünglings bringt dieß oft sehr falsche Ansichten von dem Dichter- und Künstler-Seyn, d. h. vom wahren, und es kommt da leicht, daß der junge Weltbürger den unseligen Glauben faßt: es gehöre mit zur Genialität, ja, es sey damit untrennbar verknüpft, jener oft nur zu sehr von aller Kunst entfernte Leichtsinn, jene Ungebundenheit der

Sitten, die man hervorleuchtenden Köpfen so häufig nachsagt; und es ist nicht zu verwundern, wenn man dann hin und wieder auf junge Männer stößt, die bei einiger, von ihnen nur mehr als zu sehr gefühlter, Geistesanlage, den Anfang zur Kunstgenialität damit machen, daß sie die oft gehörten Untugenden großer Männer bestmöglichst nachahmen, meinend, in ihrer trüben Ansicht: dadurch schon sich ihnen gleich gestellt zu haben, so daß sie am Ende wirklich dahin kommen, ganz so zu werden, wie leider! viele sich den Dichter oder Künstler vorstellen, nehmlich völlig ungelenkig und untauglich in allen andern Lebensverhältnissen und — nicht voll leichten Sinnes, sondern leichtsinnig, ja ausschweifend, kurz, entweder ein Narr oder ein Wüstling. Ob aber eins von beiden je ein wahrer, ächter Künstler, gleichviel in welcher Art es auch sey — gewesen ist, ist eine Frage, die sich von selbst beantwortet und der die, vielleicht wenigemal, statt gefundene Ausnahme nicht entgegengestellt werden kann, da

jede Regel ihre Ausnahme hat, übrigens aber auch sehr, sehr oft der in den Augen der Menge verdreht erscheint, der eben nicht im gewöhnlichen Tritt geht wie sie und gar zu leicht die Schildkröte die Bahn des Adlers unregelmäsig finden mag.

Doch ich kehre nach dieser doppelten Abschweifung zu meinem Hauptbericht zurück und fahre fort, die kleinen Ereignisse des Tages zu erzählen, an dem ich einen mir später immer mehr lieb werdenden Sonderling, von der guten Art, kennen lernte.

Unter mannichfachen Zeitverkürzungen war uns der Nachmittag vergangen und heimkehrend nach dem alterthümlichen Schlosse unseres Wirthes, das ernst, fast schaurig von der Bergeshöhe auf uns im Thale Wandelnde herabblickte, fiel das Gespräch auf jene Zeiten und Sitten, da solche alte Vesten noch erbaut wurden zu Schutz und Trutz, und es läßt sich denken, daß jeder seine Stimme über den Werth oder Unwerth jener Jahrhunderte, gegen das unsere gehalten, abgab, wo denn

freilich das Mittelalter — wie es auch im Allgemeinen zu geschehen pflegt — bald über- bald unterschätzt wurde. Der Uebergang von diesem Thema zu dem von Geistergeschichten und Erscheinungen war leicht und bald, ehe wir noch das Schloß erreichten und der Abend zu dämmern begann, waren wir so in dieß Kapitel vertieft, daß bei den mannichfachen, bald von diesem bald von jenem vorgetragenen Erzählungen, den Frauen nicht wenig zu grausen begann und einige von ihnen wirklich schon hinter den dunkelnden Gesträuchen die hüpfenden Elfen und neckenden Erdgeister zu sehen glaubten, die vielleicht eben als bewegende Hebel in der Erzählung die Hauptrolle spielten. Unser alter Fremder, dessen Name übrigens, so wie sein Stand und Thun noch keiner von uns weiter kannte, gab bei dieser Unterhaltung eine fast völlig stumme Person ab, und es schien mir, wenn er hier oder da über seine Meinung angeredet oder ins Gespräch gezogen wurde, als wäre dieß ihm nicht ganz angenehm, eine Sache, die mich

darum doppelt befremdete, da er den ganzen Nachmittag nichts weniger als Wortkarg es nur dann erst geworden war, als dieses auf die Bahn kam.

Ueberzeugt, daß ein so vielseitig gebildeter, geselliger Mann, als welcher uns der Fremde bisher recht erfreulich erschienen war, nicht ohne Ursache sich der Theilnahme an einem Gespräch entziehen würde, das uns alle jetzt bewegte, ehrte ich und die andern sämmtlich sein Schweigen, und fortfahrend in unsern Reden, trug es sich zu, daß Einer der Anwesenden anfieng, eine Geschichte zu erzählen, die kürzlich in seiner Gegend sich zugetragen hatte, und der zu Folge, durch das Mittel einer zauberischen Beschwörung, ein lang allen Augen verborgen gebliebener Meuchelmord entdeckt worden war. So aufmerksam wir alle aber auch dieser Erzählung zugehört hatten, so bestritten wir doch sämmtlich die Möglichkeit einer solchen Citirung geschiedener Geister, und, indem wir nicht Ursache hatten, den wirklichen Vorfall der uns mitgetheilten

Begebenheit zu bezweifeln, so verwarfen wir doch, wie natürlich, alle dabei vorkommende Einmischung des Gespenstigen und Zaubrischen. Nur unser aufgefundener alter Begleiter schien etwas anderer Meinung zu seyn, wie sein mehrmaliges Kopfschütteln, bei unsern Widerlegungen, mir deutlich genug zeigte und dieß veranlaßte mich denn, mit der Frage mich an ihn zu wenden, ob unsrer Meinung denn nicht die Seine wär' und ob er wohl an die Möglichkeit der Zurückkehr Todter, besonders wenn dieses Wiederkehren durch Beschwörungen veranlaßt würde, glauben könne? Eine Weile sah mich der alte Mann starr an, dann seine bis dahin sehr ernsten, fast finstern Züge in mildere Falten legend, erwiederte er mir: „So wenig als Sie oder sonst einer der Anwesenden, habe ich je daran geglaubt, doch bin ich in meinen jüngern Jahren Zeuge eines seltsamen Begegnisses gewesen, das mir nie mehr aus dem Gedächtniß schwinden wird, um so mehr, da dasselbe, übrigens schaurige Ereigniß, mir einen Freund erwarb, den ich

eben, nach Verlauf langer Jahre, im Begriff bin, einmal heimzusuchen."

Es war natürlich, daß unsere Neugier mächtig sich regte, und der erst von mir, dann von allen andern ausgesprochene Wunsch um Mittheilung jenes Begegnisses wurde nach einigem kurzen Besinnen von dem Fremden zugestanden. Da wir aber bereits dem Schlosse sehr nahe gekommen wären, so ward die Erzählung bis zu unserer Ankunft daselbst verschoben.

Ich stand noch in der ersten Blüthe der männlichen Jahre und hatte nicht lange erst meine akademische Laufbahn vollendet — fing der Alte, nachdem wir horchend und erwartend uns um ihn herum gepflanzt hatten, zu erzählen an — so trieb mich der früh in meiner Brust wohnende Hang zum Reisen, das Land jenseits der Alpen mit eigenen Augen zu sehen, in dem das nicht mit Unrecht die ewige Stadt genannte, Rom liegt und

ausgerüstet, damals schon so wie auf allen meinen spätern Wanderungen, mit fröhlichem Muth und Lebenssinn im Herzen, den Knotenstock in der Hand, zog ich dem Ziele meines Verlangens nach.

Ich hatte die Alpen überstiegen und den waldigen Apennin bereits erreicht, ohne daß mir etwas Außergewöhnliches begegnet war, als eines Abends mir, dem müden, von einem schroffen, buschumkränzten Berghügel ein Schloß zuwinkte, das, das Gepräge des grauen Alterthums tragend, doch unter seinen fast vermorschten Dächern, mir eine gastliche Bewirthung zu versprechen schien: denn lebendiges Gewühl herrschte in und um dasselbe her. Bei meinem Eintritt in den Hof sah ich den Verwalter, einen bereits betagten Mann, an der Spitze einer Schaar glänzend gekleideter Diener, mit Aufreimen, Reinemachen und Anordnen beschäftigt, und nachdem ich von dem alten Mann mit gastlicher Zuvorkommenheit war aufgenommen worden, hörte ich, daß die Marchese Constanze, die jetzige Besitzerin von

Mont=Castello — dieß war der Name des Schlosses — in wenig Tagen eintreffen würde, um ihre Verlobung mit einem jungen französischen Grafen hier zu feiern.

Da nichts zu besonderer Eil mich trieb, der Verwalter aber ein Mann war, dessen Umgang mir gefiel, so gab ich seinen wiederholten Einladungen nach und entschloß mich, bis zu jenem Feste in Mont=Castello zu bleiben, um so mehr, da er mich versicherte, ich würde nicht allein gewiß von der sehr geselligen Frau vom Hause gern gesehen werden, sondern auch einen Landsmann mit in der erwarteten Gesellschaft finden, der seit einiger Zeit den Umkreis dieser Gegend bereise. Daß die noch junge Marchese, die kürzlich erst durch den Tod von einem alten, nichts weniger als geliebten Mann befreit worden, jetzt einem schon zu ihres Mannes Lebzeiten um sie herum schwärmenden Liebling die Hand reiche, waren Zusätze, die ich im weitern Verlauf des Gesprächs mit dem Verwalter erfuhr.

Der zu dem Feste bestimmte Tag kam end=

lich an. Zu der bereits im Schloß befindlichen Dienerschaft war noch eine Verstärkung aus der Stadt gekommen, und bald traf auch Constanze mit ihrem zwei oder dreijährigen Töchterchen, Bertha, ein. Ich ward ihr sogleich vom Kastellan vorgestellt, und fand in ihr ein mit äußerer und wie es schien, auch mit innerer Anmuth geschmücktes Wesen. Die Zahl der nach und nach von allen Seiten zuströmenden Gäste mehrte sich unterdeß mit jedem Augenblick, und als der Mittag kam, glichen die Höfe des sonst wohl sehr einsam liegenden Schlosses dem geräuschvollen Markt einer stark bevölkerten Stadt. Constanzens Erwählter sollte erst gegen Abend eintreffen; der Nachmittag wurde daher unter mancherlei Vergnügungen verbracht, mehrentheils im Freyen und erst um die Vesperstunde versammelte sich die Gesellschaft in den großen weitschichtigen, nach alter Art hoch gewölbten Sälen des Schlosses, in denen zum Theil lange Tafeln gedeckt standen, zum Theil zierlich gearbeitete, reich mit Silbergeschirren be-

deckte Trinktische in den Ecken angebracht waren, freundlich einladend die Anwesenden zu des Weingotts fröhlichen Gaben. In den vielfach sich bildenden Gruppen der Gäste schienen Heiterkeit und munteres Geschwätz ihren Thron aufgeschlagen zu haben, und die Ereignisse der Zeit, die Vorfallenheiten der Nachbarschaft, die letzten, aus der Fremde gekommenen Moden, und was dergleichen allgemein beliebte Dinge mehr sind, waren die Axen, um die sich das Gespräch der mehrsten drehte, wobei ich denn wie jener reisende Franzose dachte: „c'est tout comme ches nous.“ Der größte Kreis hatte sich um Constanzen gesammelt, die in prachtvollem Schmuck, von schimmerndem Reiz umflossen, mit Wohlgefallen die Schmeicheleien der sie umgebenden Männer anhörte, und sichtbar sich an den lauernden und musternden Blicken der alten und jungen Damen weidete, die so gern etwas auszusetzen gefunden hätten und doch damit wohl nicht so recht zu Stande kommen konnten. — Nur ein einziger Mensch in der gan=

zen Versammlung schien wenig, fast gar keinen Theil an dem Treiben der Uebrigen zu nehmen und mit ernstem, sinnendem Blick die Anwesenden, besonders Constánze und ihre Tochter betrachtend, stand er entweder einsam in ein Fenster gelehnt, oder schritt eben so düster und stumm die Säle auf und ab. Ich hörte ihn einigemal nennen und sein deutscher Name brachte mich auf die Vermuthung, daß es der Landsmann wohl sey, von dem mir früher der Verwalter gesagt. Als ich ihn in dieser Voraussetzung deutsch anredete, heiterte sich sein ernstes, übrigens nichts weniger als zurückschreckendes Gesicht, einen Augenblick auf und in einem kurzen, mehr aphoristischen als zusammenhängenden Gespräch, erfuhr ich, daß ich richtig geschlossen hatte und daß er seit einigen Monaten diese Gegenden durchstreife, weil, wie er sich mit seltsam schaurig klingender Stimme ausdrückte: „es ihn hier nicht fortlassen wolle.“ Ich merkte bald, daß meine weitere Unterhaltung, obgleich sein Blick nicht ohne Freundlichkeit auf mich zuweilen schien,

ihm nicht willkommen war und wandte mich daher wieder zu einigen Nebenstehenden, ohne jedoch von jetzt an den mir, durch sein eigenes, besonderes Betragen, auffallend gewordenen aus den Augen zu verlieren, der jetzt wieder fortfuhr, mit seinen dunklen, stechenden Blicken alles zu bewachen, mehr als zu betrachten. Er schien übrigens noch nicht aus den dreißigen zu seyn und war ein Mann von feiner äußerer und, so viel ich aus den wenigen mit ihm gewechselten Worten schließen konnte, auch innerer Bildung. Bekannt war er mit der Besitzerin des Schlosses durch einen mit anwesenden Gutsnachbar, und von diesem an diesem Tage auch auf sein Begehr mit zu dem Feste gebracht worden.

Es war nach und nach schon sehr dunkel geworden und noch erwartete man vergeblich die Ankunft von Constanzens Bräutigam. Mehrere aus der Gesellschaft fingen unter einander an über dieses ungalante Ausbleiben zu witzeln und als eine Viertelstunde nach der andern verging und der Chevallier immer nicht

kam, schien sich auf dem Gesicht der bis dahin so munter und gesprächigen Braut, ein Zug banger Aengstlichkeit und trüben Nachdenkens zu lagern, der sehr bemerkbar zunahm, wenn der von mir stets mit den Augen verfolgte ernste Fremde sich ihr nahte, gleich als fühle sie von dieses Mannes Gegenwart sich seltsam beengt. Das bisher so allgemeine und lebhafte Gespräch kam allmählig immer mehr in's Stocken und als endlich der volle Abend mit seinen tausend schwarzen Augen durch die hochgewölbten Bogenfenster hereinblickte, dunkler nur noch gemacht durch den in den Sälen verbreiteten Kerzenglanz, da war es einige Minuten rings umher wie ausgestorben und die Versammlung glich, wie von einem geheimen Zauber umgeben, einer Gesellschaft stummer Abgeschiedener. Nur hin und wieder tönte ein flüsternd gesprochenes Wort und der leise Tritt der auf und nieder Gehenden klang fast wie die Schritte nächtlicher Pilger auf Grabgewölben.

Um der ängstlichen Spannung, die Alle

so plötzlich befallen hatte, ein Ende zu machen, traten Einige, mit ihnen auch ich, zu den bisher noch nicht heimgesuchten Schenktischen und suchten durch den Klang der vollen Gläser und ausgebrachten Gesundheiten, die seltsame Verstimmung zu heben, durch welches Mittel denn auch wirklich die entflohene Munterkeit, zum Theil wenigstens, zurückkehrte. Auf Constanzens Befehl hatte der Verwalter einige Leute des Weges gesendet, woher der Chevalier kommen mußte, noch war aber keiner zurück und das Erwarten spannte jedes Ohr auf das geringste im Schloßhof sich erhebende Geräusch. Draußen aber saußte nur der Wind und weder Boten noch Bräutigam wollten kommen. —

So ward es endlich ganz Nacht und ich läugne nicht, auch mir, dem in die nähern Verhältnisse des Ganzen durchaus nicht eingeweihten, fing an ein unheimlich Gefühl die Brust zu beengen. Der erst erwähnte einsilbige Fremde allein schien, je mehr die seltsame Spannung bei uns andern überhand

nahm, munterer zu werden. Mit rascheren Schritten und freier als vorher umherschweifenden Blicken, ging er jetzt auf und ab, und redete bald diesen bald jenen, auch mitunter unsere schöne Wirthin an, doch trug das, was er sagte, obgleich es fast scherzhaft klang, doch im geringsten nicht zur Aufheiterung bei, im Gegentheil schien seine Nähe und sein Reden den einmal über uns waltenden Eindruck nur zu verstärken. Er kam endlich auch in die Gegend, wo ich nebst Andern stand und mich jetzt besonders ins Auge fassend, bemerkte ich, wie ein leiser Zug bitteren Spottes und Schadenfreude sich um seinen Mund gelegt hatte. Dieses, verglichen mit seinem ganzen bisherigen Benehmen, war mir um so widerlicher und unangenehmer, da ich darin die Aeußerung eines nicht guten Herzens zu erkennen glaubte, das heiterer wird in dem Maaße, wie bei andern die Freude weicht und es war mir daher nicht unwillkommen, als einer der fleißigsten Trinker sich jetzt zu dem Fremden wandte und ihn, indem

er ihm ein Glas reichte, mit einer ziemlich spitzigen Gesundheit beehrte. Ohne eine Miene zu verziehen, oder durch irgend einen Zug Mißfallen zu verrathen, trank er aber sein Glas aus, trat dann selbst zum Schenktisch, goß sich von neuem ein und sprach mit starrem Blick auf den Andern gerichtet, indem er ihm das Glas nun auch zum Anstoßen hinhielt: „Zur Erinnerung an heut' vor sechs Monat." Einen Augenblick stand der also Angeredete sinnend, dann wechselte er plötzlich die Farbe, warf einen erschrockenen Blick, den er mühsam unter einem erzwungenen Lächeln zu verbergen suchte, auf den Fremden und entfernte bald, nach einer andern Seite des Saales gehend, sich aus dessen Nähe. Der spottende Zug schien jetzt noch mehr auf dem Gesichte des Unbekannten hervorzutreten, dabei wurde er fast mit jedem Augenblick gesprächiger, und, was uns Alle verstimmte, schien auf ihn die entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen. Die Uhr vom Thurm der Schloßkapelle schlug endlich die zweite Nacht-

stunde, da hörte man von fern einen Wagen den Schloßberg heraufrasseln und Stimmen von Menschen. Alles gerieth im Saal in freudige Bewegung und neue Sprache schien jedem wiedergegeben. Gott sey Dank! er kömmt! rief die wiederbelebte, bisher in der sichtbar peinlichsten Lage schwebende, Braut fast unwillkührlich aus und stand auf, dem Erwarteten entgegen zu gehen. Da trat der Fremde plötzlich dicht vor sie und sprach furchtbar ernst gen Himmel deutend: „Ja er wird kommen, so wahr ein Rächer dort oben ist."

Mit einem Schrei des Entsetzens taumelte die Marchese in die Arme einiger um sie stehenden Damen; es entstand ein Drängen im Saal, jeder wollte der Ohnmächtigen beistehen oder sie sehen mindestens; da wurden die Flügelthüren geöffnet, Fackeln leuchteten über den langen Gang herein und — gestützt auf den Verwalter, bleich und verstört, wankte der so sehnlich erwartete Bräutigam herein.

„Gott sey Dank! rief hier eine der anwe-

ſenden Damen aus, ich glaubte gewiß, ein Geiſt würde erſcheinen."

Ohne ſich hierdurch unterbrechen zu laſſen, fuhr der Erzähler fort:

Als der Chevalier in den Saal trat, ſchlug Conſtanze eben die Augen wieder auf. „Entſetzen!" rief ſie aus, „er iſt's" und ſank von neuem bewußtlos zurück. Sie können denken, welche Bewegung dieß räthſelhafte Benehmen unter der Verſammlung hervorbrachte. Erſchrocken ſah einer den andern an mit Blicken, die neugierig forſchend dennoch zu fürchten ſchienen, den Grund von allem zu entdecken. Man hatte den Chevalier zu einem Stuhl geführt und während ein Theil der Geſellſchaft ſich um ihn her drängte, umgab der andere die noch immer ohnmächtige Conſtanze. Ich befand mich unter den Erſteren, meine Augen ſuchten den geheimnißvollen Fremden, er war fort; ich erkundigte mich nach ihm bei allen Umſtehenden, ich fragte die im Vorſaal befindlichen Diener, keiner hatte ihn geſehen. Conſtanze erholte ſich endlich, ihre Blicke

rollten wild und ängstlich im Saal herum, gleich als suche und fürchte sie ein neues Schreckgesicht. Den Vorschlag, sie nach ihren Zimmern zu bringen, verwarf sie mit Heftigkeit, im Gegentheil zwang sie sich, wieder heiter zu scheinen und suchte unter dem Vorwand eines plötzlich befallenen Schwindels, verursacht durch die an der Thür sie anwehende Zugluft, das Grauen zu verbergen, welches sie befallen hatte. Der Chevalier erzählte über sein langes Ausbleiben folgendes:

„Zur gehörigen Stunde fuhr ich aus und hoffte, den mir und meinen Leuten wohl bekannten Weg bald zurück zu legen. Sie alle wissen, daß ich den Wald passiren muß, der zwischen hier und meinem Aufenthaltsorte liegt, und daß darin vielfache Straßen sich kreuzen. Keinem von uns fiel eine Möglichkeit des Verirrens ein; dennoch geschah es und unser Bemühen, den rechten Weg wieder zu finden, war lange Zeit umsonst. Schon brach das Dunkel ein und wir fuhren noch immer in

der Kreuz und Quer herum; da — da trat plötzlich aus dem Gebüsche ein Mann hervor" — hier sah der Erzähler sich angstvoll im Saale um, dann fuhr er etwas beruhigter, doch mit leiser Stimme fort — „griff ohne ein Wort zu sagen den Pferden in die Zügel und nachdem wir um eine Waldecke gebogen hatten, sahen wir uns auf der rechten Straße. Ich wollte ihm meinen Dank abstatten, er war aber fort wie er gekommen war; im vollen Lauf jagten die Pferde mit uns dahin. — Mir war als hätte ich denselben Mann bei meinem Eintritt hier im Saal gesehen." —

Wen? unterbrach den Chevalier hier fragend Constanze.

„Den, der im Walde — — dort! dort! sehen Sie nicht!"

Alles starrte nach der Ecke hin, wohin Constanzens Bräutigam zeigte und ein Fieberfrost fing an unsere Glieder zu überlaufen.

Gott im Himmel! ja, er ist's! rief die Mar=

chese und bedeckte schaudernd das Gesicht mit beiden Händen.

Wir andern erblickten aber nichts und mit seltsamen Gedanken und Vermuthungen trennte, gegen anbrechenden Morgen, sich die wenig erheiterte Gesellschaft.

Hier schwieg der Erzähler dieser Begebenheit eine geraume Zeit und jeder von uns machte im Stillen seine Bemerkungen über das Gehörte. Die Damen schienen stark von der Gespensterfurcht befallen und auch das Herz mancher der anwesenden Herren klopfte wohl nicht ganz im gewöhnlichen Takt. Die Stunde, in der dieß erzählt ward — es war bereits spät geworden — der Ort, der wie die Scene der vorgetragenen Begebenheit, ein gothischer Rittersaal in einer alten, halb verfallenen Burg des Mittelalters war, alles dieß trug bei, den schaurigen Eindruck zu erhöhen, der bedeutend noch gemehrt wurde durch des Erzählenden feierlich ernste Miene. Endlich unterbrach ich die waltende Stille und bat den Reisenden um den weitern Verfolg. Nach

kurzem Besinnen fuhr er fort: Die Verlobungsfeier war vollzogen worden, die Gäste und das Brautpaar hatten den andern Tag das Schloß verlassen; auch ich brach auf, jedoch verweilte ich noch einige Tage in der Umgegend, hoffend, eine Spur von dem seltsamen Landsmanne zu entdecken, der an jenem Abend eine so sonderbare Rolle spielte. Mein Bemühen war aber vergebens und ziemlich unzufrieden, so gar keine Lösung eines Ereignisses erhalten zu können, das mir so wunderbar und geheimnißvoll erschien, setzte ich endlich meinen Wanderstab weiter, um mein Reiseziel zu verfolgen.

Fast ein Jahr war ich im südlichen Italien gewesen, da machte ich mich, mit dem Vorsatz in's Vaterland zurückzukehren, auf und traf gerade zur Karnevalszeit in Livorno ein. Im einfachen Domino gehüllt durchziehe ich eines Abends die öffentlichen Plätze der Stadt und ergötze mich an dem regen, lebendigen Gewühl der hin und her strömenden Menge. Von einem Haufen Masken um=

ringt, die unter lauter Lachen und Scherz in eins der hell erleuchteten Spiel- und Trinkhäuser sich drängen, werde auch ich mit hineingeschoben und indem ich da von einem Zimmer ins andere gehe, komme ich endlich in ein mehr entlegenes, wo um den grünen Pharotisch herum eine zahlreiche Versammlung sich befindet. Ein junger Spanier hielt Bank und die Glücksgöttin schien personifizirt ihm zur Seite zu stehen, denn hinter seinem Stuhle, vertraulich zu ihm herübergebogen, stand eine junge Dame, gleichfalls in spanischer Tracht, deren schöner Wuchs und edler Anstand mitunter sogar die Augen der Spieler von den bunten Blättern abzog. Es schien wirklich, als wenn diesen Abend das Glück den Spanier zu seinen besondern Liebling erkoren hätte. Von allen Seiten strömte ihm das Gold zu und die verzerrten Mienen und Geberden der Pointeurs commentirten sattsam ihr Gefühl. So hatte das Spiel, bei dem ich einen müßigen Zuschauer abgab, eine geraume Zeit gedauert, da trat eine, mit grauer Rüstung

angethane Rittergestalt sehr ernst und feierlich in den Salon, stellte sich dem Banquier gegenüber und begann diesen forschend zu betrachten. Anfänglich wurde der Neuangekommene wenig bemerkt, da er aber so starr und unbeweglich wie eine Bildsäule stand und die durch das geschlossene Visier dunkel hervorblitzenden Augen fortwährend auf dem Spanier ruhten, so erregte dieß endlich die Aufmerksamkeit der jungen Dame. Ich bemerkte, wie sie ihren Gefährten anstieß und einige Worte zuflüsterte; dieser sah auf und aufmerksam gemacht, betrachtete nun auch er den Fremden, jedoch wie es mir schien, mit einer gewissen geheimen, ihm vielleicht selbst nicht ganz bewußten innern Scheu. Ein im Salon befindlicher Aufwärter hatte dem Ritter Karten geboten, er nahm sie an, warf gleichgültig eine auf den Tisch — es war ein Bube — und besetzte sie sehr hoch. Der Banquier zog ab, die Karte gewann und der Fremde verdoppelte den Aussatz. Dieß geschah einigemal nach einander und das fortwährende Treffen dieses einen

Blattes, so wie die jedesmalige Verdoppelung des Aufsatzes, erregte die Bewunderung und Aufmerksamkeit der andern Spielenden, die nun mit neugierigen Blicken den immer fast regungslos stehenden Fremden zu messen begannen. Das Glück schien den Bankhalter gänzlich verlassen zu haben; nicht ohne Verdruß in Geberd' und Stimme blickte er bei Anfang einer neuen Taille auf den Mann, der in so kurzer Zeit sein Spiel verdorben und fragte zu ihm: „gilt das Blatt weiter?" „Der Bube, erwiederte der Graue mit tiefer Baßstimme, hat das Seine gethan, die Dame und die Zehne vollführen das Uebrige." Mit diesen Worten besetzte er beide Karten mit einer dem Rest der Bank gleichen Summe. Die Dame gewann und der Fremde strich die Hälfte ein; gleich darauf gewann auch die Zehn, die Bank war gesprengt und erbittert warf der Spanier die Karten hin und murmelte einige Flüche zwischen den Zähnen her. Da sagte der Graue: „Um zehn Uhr ward von dem Buben und der Dame das Werk vollbracht."

Bei diesen Worten schob er sein Visier zurück. Es war der räthselhafte Fremde, den ich zu Mont=Castello gesehen. Dem Spanier und seiner Gefährtin schien bei diesem Anblick das Blut zu erstarren; schaudernd bedeckte sie sich die Augen, der Spanier hielt sich mühsam an einem Stuhl aufrecht. In der plötzlichen Verwirrung, die durch diesen Vorfall entstand, hatte der Graue sich entfernt, nach wenigen Minuten traten Wachen ein, der Anführer derselben erklärte uns sämmtlich im Namen der Regierung zu seinen Gefangenen und wir, der Spanier und seine Begleiterin, ich und noch sechs oder acht andere wurden abgeführt. Die Uebrigen hatten Gelegenheit gefunden zu entkommen.

Als ich des andern Tages vor die Versammlung der Richter geführt wurde, legte man mir nach verschiedenen Fragen die vor: ob ich den in grauer Rittertracht gestern Erschienenen und den Spanier nebst seiner Begleiterin kenne. Letzteres verneinte, ersteres beantwortete ich so weit, als ich in Wahrheit

es vermogte. Hier erfuhr ich zuerst, daß der Spanier der Chevalier ... die Dame aber die gewesene Marchese Mont-Castello, seine jetzige Frau, beide also jenes Paar waren, dessen Verlobungsfeier ich beigewohnt hatte. Obgleich meine Unbekanntschaft und zufälliges Zusammentreffen mit sämmtlichen vorkommenden Personen am Tage lag, wenigstens meiner Meinung nach, so fand man doch für gut, eine geheime Verbindung zwischen mir und dem grauen Ritter, vielleicht blos der Landsmannschaft wegen, vorauszusetzen und mich in strengem Gewahrsam zu behalten, da man den Grauen auf die Anklage des Chevalier und dessen Frau, als einen Betrüger und gefährlichen Menschen betrachtete. Zwei Monate mochten so vergangen seyn, da öffnet sich eines Tages die Thür meines Gefängnisses zu ungewöhnlicher Zeit, ein mir Unbekannter tritt ein, besieht mich und sagt dann zu der ihm begleitenden Gerichtsperson: „Nein dieser ist es nicht, den ich suche,“ und ist im Begriff, wieder zu gehen. Ton und Aussprache lassen mir in ihm

einen Deutschen finden, ich rede ihn so an und schildere ihm in wenig Worten das unbehagliche meiner dermaligen Lage. Feldmann, so nannte sich mein neuer Bekannter, war ein eben so edler als gutmüthiger Mann. Früher in Kriegsdiensten stehend, war er jetzt im Begriff, eine Reise durch Italien zu machen, um sich möglichst von dem Kummer zu zerstreuen, den der Verlust einer geliebten Gattin ihm erregt hatte, und die Ursache des Eintritts in meinen Gewahrsam war: Aufschluß über das Schicksal eines Jugendbekannten zu erhalten, der gleichfalls in Italien reisend, verleitet durch den, von früh an in ihm vorherrschenden, Hang zu Abentheuern, dort in mancherlei sonderbare Verhältnisse gerathen war und jetzt, der Sage nach, in gefänglicher Haft sich befand. Für mich ward diese Bekanntschaft von den wohlthätigsten Folgen. Ohne Empfehlungen, ohne den besondern Schutz eines Mächtigen zu genießen, hatte ich diese, so wie alle meine spätern Reisen angetreten; selbst die dem Reisenden so nothwendigen und unentbehrlichen Pa=

piere zur Darlegung dessen, was er wirklich ist, habe ich öfters versäumt, mit gehöriger Sorgsamkeit mir zu verschaffen und wenn gleich damals bei einer ernsten Untersuchung niemand mir etwas zur Last legen konnte, so war es doch nicht unmöglich, mich, den fremden, unbekannten, unter allerlei Vorwänden noch lange aufzuhalten und noch manchen unangenehmen Tag zu bereiten. Ich hatte mich darauf in der That auch schon vorbereitet und nur meinem Bekanntwerden mit Feldmann habe ich es zu danken, daß ich ihm entging. Von seinem Hofe war er dem ... schen Residenten in Livorno empfohlen; Feldmann sprach bei ihm für mich, dieser verwandte sich bei der Regierung und ich erhielt endlich meine Freiheit.

Durch das Vorgefallene war mir Livorno zuwider geworden, ohnedem hatte ich dadurch schon mehr Zeit, als mir wünschenswerth seyn konnte, verloren, ich eilte daher, einen Ort zu verlassen, an dem höchstens mich die Neugier hätte zurückhalten können, den eigent=

lichen Zusammenhang der ganzen Begebenheit zu erfahren. Feldmann war mein Reisegefährte bis Venedig und das Band inniger Freundschaft, geknüpft durch Dankbarkeit und Zuneigung von meiner, durch dieselbe Empfindung und Wohlwollen von seiner Seite, umschlang uns fest und fester. In Venedig mußten wir uns trennen. Er ging von da zu Schiffe nach Ancona, ich durch die trevisische Mark dem Vaterlande zu und beide haben wir uns seit dem noch nicht wieder gesehen, wohl aber von Zeit zu Zeit das geschlossene Band durch schriftliche Mittheilungen erneuert. Im Begriff den Fuß auf deutsche Erde wieder zu setzen, bekam ich zufällig noch einige Kunde von der Besitzerin von Mont-Castello und dem Chevalier. Was ich schaudernd vermuthet hatte, war wahr. Constanze war die Mörderin ihres ersten ungeliebten, von ihrer Familie ihr aufgedrungenen Gatten gewesen. Der Chevalier . . . der kurz nach ihrer Verheirathung sie kennen lernte und liebte, hatte die Unglückliche zu der abscheu-

lichen That verleitet und die mahnende Stimme ihres Gewissens, nach langem Kampf, übertäubt. Seine anderweitigen Verbindungen hatten ihm den Eintritt in das Haus des alten Marchese verschafft, seine Gewandtheit ihm dessen Wohlwollen erworben. Nachdem Constanze ihre Pflicht, wenn gleich seufzend und mit schwerem Herzen, doch redlich zwei Jahre erfüllt und ihrem Gatten eine Tochter geboren hatte, lieh sie endlich in unseliger Stunde ihr Ohr den Schmeichelkünsten des in geheim Geliebten. Bald unterlag ihre Tugend ihrem glühenden Gefühl; der alte, strenge Gatte schöpfte Verdacht und drohte in lebenslanger Klostereinsamkeit die bewiesene Schwäche ihr büßen zu lassen. Nur die Flucht oder der Tod ihres Gatten konnte sie vor diesem gefürchteten Schicksal bewahren — und Constanze, hingerissen und verführt durch die Lockungen eines Bösewichts, entschloß sich zu einer entsetzlichen That, da der erstere Rettungsweg ihr durch ihres Gatten strenge Wachsamkeit abgeschnitten war, denn, wer dem

Laster erst willig ein Haar weiht, den zieht es Stufenweis bald langsam, bald schnell, aber immer mit furchtbarer, fast rettungsloser Gewalt, dem Abgrund des tiefsten Verderbens zu. Schaudernd über sich selbst mischte sie ein von ihrem Verführer empfangenes Todespulver in das Getränk ihres Mannes, schaudernd und bebend brachte sie es ihm dar und als der betrogene Greis, nichts ahnend, es austrank bis auf den letzten Tropfen, da war es, als wenn alle Gebirge der Erde auf ihre schuldbedeckte Brust zusammenstürzten. Die That geschah aber, indem vom Schloßthurm herab die zehnte Stunde tönte. —

Alles dieß hatte Constanze, gefoltert von Gewissensbissen, bekannt, als ihr Verführer, fürchtend, doch zuletzt von dem gleich einem Rachegeist ihm zum zweitenmal erschienenen, schrecklichen Fremden völlig entlarvt zu werden, sich heimlich entfernte, um in einem andern Lande, vielleicht andern Erdtheile, das Gedächtniß seiner That zu begraben. Nie

habe ich bis jetzt etwas weiteres über das Schicksal beider, des Chevaliers und Constanzens, vernommen, nie aber auch eine Aufklärung über den Mann erhalten können, der so geheimnißvoll, so gespensterhaft in jene Begebenheit eingriff.

Hier schloß der alte Mann seine Erzählung. Ein paar Minuten verharrten wir alle schweigend, dann lößte sich das Band unserer Zungen und die verschiedenartigsten Meinungen über den in jenes Begegniß, wie die Stimme des mahnenden Gewissens, eintretenden Unbekannten, wurden vorgebracht. Bemerkenswerth war mir dabei, daß der weibliche Theil unserer Versammlung ausschließend den Glauben an jenes Fremden geisterhaftes Seyn oder mindestens Zauberkraft hegte, dahingegen wir Männer sämmtlich — mit Ausnahme des Erzählers selbst, der darüber gar keine bestimmte Meinung äußerte — wie billig dieß

ganz verwarfen und ihm theils die Rolle eines Charlatans gemeinerer Art, theils die eines Mystikers zuschrieben, der, der Himmel weiß zu welchen Zwecken, sein Thun und Treiben in einen absichtlichen Nebel hülle.

Mir war im Ganzen durch den Erzählenden selbst die Sache am mehrsten interessant geworden. Ich hatte dadurch in ihm einen alten Freund meines Vaters kennen lernen, von dem dieser mir manchmal, wie wohl nur entfernt, gesprochen hatte; dann machte die Ungewißheit, in der er uns über seine eigene Ansicht in Betreff jenes räthselhaften Fremden ließ, mich, ich gestehe es, begieriger als sonst der Fall gewesen seyn dürfte, einen Mann genauer kennen zu lernen, der bei so mehrfach im Gespräch geäußerten sehr hellen Ansichten, doch mir nicht ganz frei vom Wunderglauben zu seyn schien, und ich beschloß mich ihm, zur schnellern Erreichung meines Zwecks, jetzt gleich als den Sohn dessen darzustellen, den er aufzusuchen ging.

Seine Freude darüber war offen und un-

verstellt und als wir den andern Morgen zusammen dem Gute meiner Tante zuwanderten, lernte ich in den wenigen Stunden Alleinseyns den kindlich guten, frommen Alten innig lieben, der mit dem ehrwürdigen Ernst des Alters die warme Herzlichkeit der Jugend — die man so sehr selten bei den Menschen in reifern Jahren noch findet — zu vereinen verstand.

Du kannst dir denken, wie angenehm mein Vater überrascht wurde, als ich mit Jacob Reinhard — dieß ist der Name des Mannes — bei ihm eintrat. Seine ganze Jugend schien sich ihm wieder zu erschließen und in schnellen, freudigen Erinnerungen, recht wie in hellen Bildern, seinem Geist vorüber zu ziehen. Wohlthätiges Geschenk des Himmels, das uns verleiht in den Tagen des Alters die Morgenröthe unsers Seyns noch einmal in Gedanken zu durchleben, schöner, ungetrübter vielleicht noch als sie in der Wirklichkeit es war, denn in den Strahlen der Erinnerung hebt sich nur das Gute glänzend her-

vor. Das Böse, der empfundene, der getragene Schmerz verschmilzt mit seinem Dunkel in ihren verklärenden Farben zum leichten, bezeichnenden Schatten, der nicht mehr schmerzlich bitter wie einst, nur wehmüthig mahnend der Seele vorüberzieht, einem leichten Wolkensaum gleich von der untergehenden Sonne vergoldet.

Ich sah dieß recht deutlich an meinem Vater. Die Zeit, in der seine Bekanntschaft mit Jacob — ich nenne ihn so, weil, wie er mir sagte, Alle die ihn hatten kennen lernen, ihn stets nur so, mit dem Zusatz „Bruder", bezeichnen, eine Sache, die dem alten gutherzigen, gegen Alle liebevollen Mann, recht angenehm zu seyn scheint — die Zeit also, in der meines Vaters Bekanntschaft mit Jacob fiel, war eben keine freudenreiche, sonnenhelle, in seinem Lebenstage gewesen, denn er betrauerte damals den Verlust meiner Mutter, die ich nie gesehen, da mein Eintritt ins Leben ihr Ausgang war; und dennoch, dennoch sprach die Erinnerung davon zauberisch

zu seinem Herzen und nur wie wehmüthig sanfte Accorde tönte ihr Gedächtniß aus der Ferne ihm zu und es war eine wahre Lust anzusehen, wie die beiden Freunde sich gleichsam in der Mittheilung und Besprechung des einst zusammen, nachher einzeln Erfahrenen, verjüngten. Sie waren damals zwar nur wenige Monate bei einander gewesen, diese wenigen Monate hatten aber hingereicht, ein dauerndes Freundesband um ihre Herzen zu weben und briefliche Mittheilungen hatten das Loswerden desselben, das so leicht eintritt, bei langer gegenseitiger Entfernung — verhütet.

Eine eigene Rolle, aber wahrlich nicht die unbehaglichste, spielte der alte Johann bei den Unterhaltungen der beiden Freunde. Auch er hat damals in Welschland, wie er Italien stets ächt deutsch nennt, den Bruder Jacob kennen lernen und wenn dieser sich nun mit meinem Vater über dieß oder jenes bespricht, dann unterläßt auch Johann fast nie seine Stimme mit einzumischen und bald hier etwas

berichtigend, bald da etwas ergänzend, Proben seines guten Gedächtnisses und seiner warmen Theilnahme an allem Erlebten, abzulegen. Mein Vater, der wohl stets die Sache, selten aber die Zeit und den Ort, wo es geschah, in seiner Erinnerung aufbewahrt, verläßt sich auch hierin ganz auf seines Dieners ihm bekannte Aufbewahrungsgabe und manchmal muß, wenn er gerade in Gesellschaft so etwas z. B. aus seinen Feldzügen oder Reisen, mittheilt, auf seinem Ruf dieser erscheinen, um Zeit und Ort des Vergangenen zu bestimmen. Für meine Tante ist dieß allemal, besonders wenn es in Gegenwart Fremder geschieht, höchst unangenehm. Von Jugend auf an die schärfste Unterscheidung der Stände gewöhnt, kann sie sich bei aller wahren Menschenliebe ihrer Brust, doch nicht von den Fesseln der eingesogenen Ansichten befreien und während sie mit dem redlichsten Gemüth auch dem Geringsten beisteht, und wenn er gar nicht geboren wär', bleibt es ihr doch ein Greuel, mit Menschen, die nicht hochwohlgeboren, mindestens wohl-

geboren sind, zu conversirén, wie sie sich ausdrückt. In frühern Zeiten pflegte sie diese Ansicht oft auszusprechen, da dann aber mein Vater jedesmal mit einer solchen Menge von Spöttereien über die Adelsmanie, wie sehr richtig er es nennt, zu Felde zog, daß sie gar nicht zu Wort kommen konnte: so beschränkt jetzt sie sich durch mißfällige Geberden und ein kaltes, wegwerfendes Aeußere, ihren Unmuth darüber an den Tag zu legen, Dinge, die aber auch, wenn er es bemerkt, mein Vater nie ungerügt vorübergehen läßt. Manchmal habe ich sonst schon befürchtet, daß diese Rügen eine Trennung herbeiführen könnten, deren schmerzliches am Ende doch mehr auf meinen Vater als auf mich fallen würde, Erfahrung hat mich aber überzeugt, daß dieß nie statt finden wird und das selbst, wenn der Wille dazu in meines Vaters Brust keimte, die Tante, die ihn und mich mit wahrhaft inniger Zärtlichkeit liebt und in uns beiden die letzten ihres Stammbaums werth hält — dieß nie zugeben, sondern gewiß eher, was

viel gesagt ist — sich entschließen würde, mit dem ersten besten Dorfweibe auf gleichem Fuß umzugehen.

Vor einigen Tagen hatte die gute alte Frau, die ich übrigens als eine gute Mutter verehre und es auch in Wahrheit Ursache habe — eine heftige Aergerniß. Einige Grenznachbarn waren mit ihren werthen Familien bei uns; gute, ehrliche Menschen alle zusammen, aber unerträglich steif und aufgeblasen. Mein Vater, der diese Art Leute, die er nur belebte Stammbäume zu nennen pflegt, durchaus nicht liebt, wollte sich mit seiner Gesellschaft, d. h. Jacob, mir und Johann, anfänglich entfernen, blieb aber doch zuletzt auf das Zureden der Tante und schon während dem Mittagsmal fand er Gelegenheit, sich über die jämmerliche Anmaßung einiger jener Herren lustig zu machen. Doch ging da, durch eine geschickte Wendung, die Jacob dem Gespräch zu geben wußte, die Wolke noch vorüber, als aber den Nachmittag das beliebte Kapitel der Tagesbegebenheiten vorgenommen

wurde und jeder nun seine Ansichten, Hoffnungen und Wünsche bei der gewaltigen, neuen Gestaltung der Dinge zum Vorschein brachte und ein junger Mann hören ließ, wie nun alles ins alte Gleis wieder kommen, das vortreffliche Feudalwesen — oder eigentlich Unwesen, wie mein Vater es nennt — in möglichster Ausdehnung wieder hervorgerufen, kurz die herrliche Zeit des Mittelalters wieder erscheinen müsse, als die einzig ächt deutsche voll frommen Glaubens, kindlicher Gemüthlichkeit und hoher Poesie: da hielt er sich nicht länger und sprach sich einmal rein aus über die leider! nur zu sehr dermalen in den Köpfen Vieler spukende Jämmerlichkeit. Es ist aber auch in der That, fast möchte man sagen, eine Schmach, wenn man sieht, wie nach dem großen, herrlichen Aufblitz unserer Volkskraft — worunter ich hier nicht allein die physische verstehe — das Jämmerliche, das man fast in jenem Augenblick für immer entschwunden wähnte — hereinbricht, von so verschiedenen Seiten; wenn man sieht, wie

nach dem heiligen Kampf für wahre Freiheit und Recht, viele sich nicht entblöden mit bestaubten Urkunden hervorzutreten und darauf, wie kläglich! im neunzehnten Jahrhundert Anmaßungen zu bauen, die allem, was Vernunft ist, Hohn sprechen; wie sie meinen, ein oft nicht durch edle Thaten gegründeter, ein oft mühsam und weither genug zusammengeflickter Stammbaum reiche hin, sie zu Wesen höherer Gattung zu stempeln, die von Rechtswegen berufen sind, auf Kosten der größern, und — wir dürfen es nicht verhehlen — nur zu oft auch viel gebildetern andern Klassen ihrer Mitbürger — wohl das Gute, welches ein wohl eingerichteter Staat hat, für sich zu nehmen, sich aber möglichst von den allgemeinen, nothwendigen Lasten los zu winden. Sage selbst Freund, kann bei solchem engherzigen, egoistischen Kastengeist wohl je das Gute kräftig Wurzel schlagen? Kann da, wo die Glieder einer Gesellschaft, die eng verbunden, von dem Höchsten, der auf dem Throne sitzt, bis zu dem Geringsten in der

ärmsten Hütte, seyn müssen, wenn es anders ein Ganzes seyn soll — kann da Volksthümlichkeit in seiner wahren, herrlichen Bedeutung des Worts, nicht in der mitunter höchst abgeschmackten, wie einige gewaltige Enragé's (zu deutsch: Besessene) es nehmen — dauernd, kräftig, ächt deutsch erblühen? Denn mit einem Aufblitz davon ist es wahrlich nicht gethan, wär' er auch noch flammender gewesen, als der, den wir erlebten. Wenn der Blitz ausgebrannt ist, dunkelt es wieder; im neunzehnten Jahrhundert sollte es aber nicht dunkeln und die mit viel theurem Herzensblut gedüngte Saat muß nicht durch schmähligen Egoismus, nicht durch verschrobene Ansicht, nicht durch Ueberwürdigung einer beim Licht der Vernunft besehen, gegen die unsere, immer finstern und barbarischen Zeit, wenn auch nicht zerdrückt, doch verunreinigt werden. Ich bin gewiß weit entfernt, jene jetzt recht zur Mode gewordene Besprechung und Beschreibung des sogenannten Mittelalters, so zu verwerfen, daß ich nicht selbst diese Periode un-

seres Volkes recht geeignet zu dichterischen Fictionen finden sollte — denn diesen ist die Gegenwart nie hold und die Tagesgeschichte ins Reich der Poesie zu ziehen, ist und bleibt immer ein verfehlt Unternehmen, selbst wenn sonst wahrhaft große Geister sich damit befassen, aus Ursachen, die hier zu entwickeln, mich zu weit führen würden, die aber wohl auch ohnedem einleuchtend sind — nur stelle man diese Zeit als Zeit nicht unserm Jahrhundert zum Muster und Nachahmung auf, denn — wofür uns aber der gute Gott behüten wird — wär' es wirklich möglich, die in all' ihren Theilen längst vergangene, auch nur in einigen, besonders denen, die jetzt so sehr herausgestrichen und empfohlen werden, wieder herzustellen, welch trauriges Schauspiel würde sich uns darbieten!!! — Wie aber so oft, ja fast immer, so ist es auch dießmal geschehen; die Menschen nehmlich fallen von einem Extreme auf das andere. Kaum ein Menschenalter ist verflossen, da schrie und schrieb alles über Aufklärung; Philosophie,

d. h. sogenannte, war an der Tagesordnung; der Glaube wurde als Vernunftwidrig verworfen, das Heiligste mußte vielmal dem fadesten Witz zur Zielscheibe dienen und was die fünf Sinne nicht gerade recht sinnlich begriffen, ward als müßige, von dem Rost vergangener Jahrhunderte zerfressene, Träumerei bezeichnet. Daß diese Afteraufklärung, diese gäng und gebe gewordene Philosophie, die von der wahren Sophia so weit entfernt war, wie ein Pol vom andern, zu keinem erfreulichen Ende führen konnte, war wohl natürlich und die Jämmerlichkeit im Gemüth sowohl, wie im ganzen äußern Leben, brachte Begebenheiten über uns, die hinreichend bitter belehrend waren, die aber den gar mannichfach sich darthuenden Zeichen der Zeit nach fast weiter nichts bewirkt zu haben scheinen, als ein Verfallen in das Entgegengesetzte, das am Ende noch schlimmer seyn kann, als das Erste. Wenn damals die Menschen, d. h. natürlich der Haufe der Wortführenden, nicht die Einzelnen herrlich davon abweichenden — vor

lauter Vernunftspeculationen so gemüthlos, liebeleer, prosaisch und Glaubens arm wurden, daß sie vertrockneten Gerippen am Geist glichen, so schwemmen sie sich jetzt auf mit einer solchen Menge mystisch=poetisch=alterthümlich gläubigen und steifen Bombast, daß man jeden Augenblick befürchten muß, sie sterben den Tod eines Wassersüchtigen. Für diese giebt es in ihren Gedanken nur eine Zeit, alle andern sind ihnen nichts; und diese eine ist dann das Mittelalter. Da allein, meinen sie, war Liebe, Vertrauen und Glaube in seiner höchsten Blüthe. Ob denn diese einseitigen Bewunderer nie die Geschichte lesen? ob sie denn nicht wissen, oder nicht wissen wollen, daß es damals nur despotische auf das Feudalrecht gestützte Herrn und — Knechte gab? daß damals statt Religion, Aberglauben, statt Gerechtigkeit, die Faust des Stärkern, statt edle Volksfreiheit, zügellose Willkühr Weniger und sclavischer Gehorsam Vieler, statt Vernunft und Aufklärung, bedauernnwürdige Finsterniß vorherrschte; ob es ihnen denn entgeht, daß damals wahrlich

nicht deutsche Volkskraft nach dem Einen, erhabenen Ziel strebte, nach dem allein sie sich richten sollte, daß damals Partheiung weit mehr noch wie in unsern Zeiten das gemeinschaftliche Vaterland zerriß und daß die hin und wieder, wiewohl nicht allzu oft vorkommende Erscheinung eines für das Ganze gemeinnützigen Strebens unter Leitung einzelner, ruhmvoll in der Geschichte dastehender Helden, immer scheiterte an dem üblen Willen, der Eigenliebe, der nie weichenden Uneinigkeit und der engherzigen, alles nur auf sich beziehenden Absonderungssucht Einzelner. — —

Doch genug über ein Thema, welches so wenig erfreulich in seinen Ausgängen, Stoff zu viel Tagelanger Rede gewähren kann. Gelingen wird es jenem Heer von Menschen, die so gern die Nacht jener Zeiten zurückführen möchten, theils befangen in falscher, mißverstandener Ansicht über Religion, Volksthümlichkeit, Poesie und Kunst, theils — was viel schlimmer noch ist — getrieben von lächerlich unseligen Kasten = Geist — nimmer, das bin

ich überzeugt, denn: „wo ist die irdische Kraft, die den Riesen-Zeitgeist aufhält?" aber betrübend bleibt es, daß so etwas nur zur Sprache, daß solche Ansichten, solche Wünsche, solche Forderungen nur entstehen können in einem Jahrhundert, welches unter schrecklichen Wehen seine ersten Jahre verfließen sah, in einer Zeit, die aus furchtbaren Prüfungsfeuern hervorging, so daß man wohl hätte hoffen dürfen, die Schlacken wären endlich einmal vom reinen Metall gesondert.

In einem Kreise, wie der war, in dem mein Vater und auch ich erwärmt durch den Gegenstand, uns ausließen, konnten wir natürlich nicht auf Beistimmung zählen, und wenn man schon, mehr aus Unbekanntschaft mit der Sache selbst, als aus Ueberzeugung, das von mir über die angeblich goldne Zeit der Deutschheit, gesagte, durchschlüpfen ließ: so erregten dagegen die Ansichten meines Vaters das höchste Mißfallen der sämmtlichen Anwesenden, denn indem er gegen die Lächerlichkeit und den kläglichen Stolz, der seinen

Werth auf vermoderten Staub und vergilbt Pergamente setzt, zu Felde zog, traf er allen seinen Zuhörern in's Herz, denn ihnen sämmtlich saß der hochgefeierte Stammbaum wohl ein ganz Theil tiefer darin, als die helle Einsicht über wahren Menschenwerth. — Man fuhr von allen Seiten auf ihn ein. Die letzt vergangenen fünf und zwanzig Jahre mußten — o über die ungeheure Verkehrtheit! — in dieser Menschen Meinung den Beweiß hergeben, daß die Ruhe der Völker davon abhänge, daß es unter ihnen eine Klasse gebe, hochgeehrt, mit eigenem, vom Ganzen getrennten Interesse, berufen, wie schon von Gott ausgezeichnet, über ihre Mitbürger zu stehen; man nannte sie die Stütze der Throne, als wenn es für den Thron andere dauernde Stützen gäbe denn Gerechtigkeit und Liebe, man prieß sie als den Nerv, der den Körper des Vaterlandes vor feindlicher Begegnung schützen müsse und gedachte nicht, daß das Gegentheil sich klar dargethan hat in der letzten Zeit und daß das ein unglücklich Land,

ein bedauernswerthes Volk ist, daß seine Sicherheit nur auf Eine Kaste von sich selbst, nicht auf sich als Ganzes baut und zum Schluß beehrte man die, die solchen vortrefflichen Meinungen und besonders der, daß alles, was seit zwei bis drei Decennien geschehen, in bürgerlich und politischer Hinsicht, mit Stumpf und Styl, als der Hölle entstiegen, auszurotten sey — nicht beipflichten, mit dem in dieser Bedeutung und aus solchem Munde, wahrhaft ehrenvollen Prädicat „deutsche Jacobiner.“ —

Was sagst du dazu Freund? Man weiß wirklich kaum selbst, soll man solch Treiben und Streben mehr lächerlich oder verächtlich finden. Ich glaube, es ist beides und hab' es auch immer dafür gehalten.

Meine Tante war bei dem ganzen Gespräch in der unangenehmsten Lage. Im Herzen sich ganz auf die Seite der Gegner meines Vaters wendend, mußte sie dennoch einigermaßen mit ihrer Rede sich zwischen beide streitende Partheien stellen, um jede ausbrechende

Hitze zu verhindern, man sah es ihr aber nur zu deutlich an, welchen Zwang ihr dieß kostete, der aufs höchste gesteigert ward, als zufällig der alte Johann in den Gartensaal, wo wir uns befanden, eintrat, seinem Herrn etwas zu berichten. Mein Vater war gerade in diesem Augenblick in einer Declamation über Menschenwerth begriffen. „Sehen Sie, rief er aus, und ergriff seines Dieners Hand, hier stelle ich Ihnen einen Menschen vor, und das einen rechten braven, der seinen Werth in sich trägt, wie es sich gehört, und nicht von fremden Dingen ihn borgt und den ich mich glücklich schätze, zum Freunde zu haben.

Da gab es Gesichter! sie wurden alle fast noch einmal so lang, als gewöhnlich, und ein Paar alte Damen, deren Stammbaum, nach ihrer Meinung, bis wenigstens zu Carolus Magnus in ganz ausgesuchter Reinheit sich erstreckte, ließen vor Schreck die eben erhobenen Kaffetassen sinken und gaben in diesem Augenblick ein getreues Abbild von Loths versteintem Weibe.

„Gnädiger Herr,“ sprach der überraschte Diener und beugte sich, meines Vaters Hand zu küssen. „Was gnädiger Herr,“ erwiederte dieser, „ich bin und kann dir nicht gnädig seyn, so wenig wie irgend ein vom Weibe Geborener. Gott sey uns allen gnädig, dir und mir und allen, die es redlich meinen, unter Menschen kann aber davon die Rede nicht seyn; die sollen gerecht seyn und gut unter einander, das ist ihre Pflicht, die Gnade aber bleibt Gott allein.“

„Guter Herr,“ stammelte Johann, und Thränen traten in des alten Mannes Augen.

„So ist es recht, Johann, komm' mir aber nicht wieder mit deiner Gnade. Lieber Gott, fuhr er hierauf in milderem Ton zu der Versammlung gewendet fort: lieber Gott, es giebt mir allemal einen Stich ins Herz, wenn ich dieß Wort so mißbrauchen höre. Kann denn wohl ein Mensch einem andern gnädig seyn? Es gehört schon so viel dazu, um nur gerecht und gut zu seyn und nun vollends gar gnädig — — Nein! nein! da-

mit ist es nichts und es fügt sich oft, daß wenn die Großen gnädig sind, sie ungerecht werden, denn Gnade fängt doch wohl nur da erst an, wo das heilige Recht, das ja ein jeder fordern kann, nicht mehr hinreicht und da — — hab' ich nicht recht, Bruder Jacob, meinst du es nicht auch so?"

Jacob, der bis dahin still, ohne alle Theilnahme am Gespräch, nur beobachtend dagesessen hatte, stand hier auf und sagte: „Recht und wieder recht hast du Feldmann, du ehrenwerther edler Edelmann."

Eine Umarmung der beiden Freunde beschloß diese Scene; dann zog mein Vater seinen Gefährten hinaus in die freie Natur, wo es, wie er mit einem Seitenblick auf die Umgebung sagte: nicht so eng und beklemmend sey und unsere werthen Gäste machten sich bald darauf auf den Heimweg, gewiß herzlich schlecht erbaut von den bei uns herrschenden Gesinnungen. Tante Elfriede konnte aber mehrere Tage lang das Vorgefallene meinem Vater und mir nicht vergeben, und auch

Bruder Jacob, dem sie troꝫ seiner unberühmten Abkunft doch vermöge ihres guten Herzens und übrigens richtigen Gefühls — recht zugethan geworden war, sank zugleich mit auf einige Zeit, ein merkliches in ihrer Gewogenheit.

Während das Bruder Jacob ausgezogen war, seinen Freund Feldmann heimzusuchen und mit diesem, wie wir vorher gesehen, sich an der Erinnerung der verlebten Vergangenheit und an Gesprächen über die Gegenwart, erlabte, war im Dörfchen Brandheim und selbst in der stillen Hütte von Jacobs Bruder, manches anders geworden.

Nun naht der Winter wieder, sprach eines Abends der Schulmeister zu seinen beiden Hausgenossinnen, seiner Frau, Sabine, und seiner Tochter, Rosamunde, und wir werden ihn wohl wieder allein in unserer stillen Abgeschiedenheit verleben müssen, denn Bruder Jacob, wie es scheint, kehrt wohl sobald noch nicht zurück und sonst haben wir ja niemand, mit dem wir verkehren möchten.

Der fremde Herr, entgegnete Sabine, der sich das neue Haus da unten gebaut hat, soll auch, wie die Leute im Dorf sagen, ein wahrer Lichtscheu seyn.

Was kann uns der helfen, meinte Reinhard, der ist reich und vornehm, und paßt überhaupt wohl nicht zu uns.

Warum das nicht, erwiederte Sabine, wir sind ja auch nicht nur so hergelaufen. Du bist ein Gelehrter und dein Vater war Kaufmann und der meine — —

Laß das nur Sabinchen, dein Vater war Oberpastor in einer Stadt, die man kaum auf den spezialsten Spezialkarten findet, der meine handelte eben daselbst vierzig Jahre lang mit Rosinen und Zucker, Nähnadeln und Band, das weiß ja die ganze Gemeinde hier. Nun und so dächte ich doch — —

Daß wir schicklich mit dem fremden Herrn umgehen könnten?

Ja, lieber Franz, denn sieh erstens — —

Ich weiß, was du sagen willst, Sabinchen, aber nimm mir's nicht übel, eben das,

was dir, wie ich vermuthe, wünschen läßt, mit dem Fremden bekannt zu werden, hielt mich ab, ihn anzureden, obschon ich ihm einigemal bei meinen Abendgängen begegnete.

Du hast ihm begegnet? Ei! wie sieht er denn aus? fielen fragend die beiden Frauenzimmer ein.

Nun, wie ein anderer Mensch, erwiederte Reinhard, ein wenig Lichtscheu, wie du auch vorher bemerktest.

Das mag wohl das böse Gewissen machen, meinte Sabine, die Leute erzählen sich mancherlei.

Und doch wolltest du, daß ein Umgang zwischen ihm und uns sich anspinne. —

Es ist doch sonst gar zu einsam hier und seitdem unser Herr Pastor — —

Ja, Gott hab' ihn seelig, das war ein herrlicher Mann. Wer weiß, ob wir je einen solchen wieder bekommen. Doch was den Fremden betrifft, du kennst mich Sabine, ich urtheile nicht nach dem Gerede der Leute; aber sein finster verschlossenes Wesen gefällt mir

auch nicht. Ich liebe die Menschen nicht, die wie die Nachteulen sich verbergen, gewöhnlich sieht es da mit dem Herzen nicht so recht richtig aus.

Er mag wohl unglücklich seyn, Vater, bemerkte Rosamunde, du hast mir ja oft selbst gesagt, daß der Unglückliche das Gewühl des Tages flieht.

Das thut er wohl mein Kind, aber der schuldlos Unglückliche zieht sich nur zurück vor der Welt, die ihn verletzte, er verbirgt sich nicht vor ihr, denn wenn er auch nichts mehr von ihr erwartet, so fürchtet er sie doch nicht.

Dieß und einige ähnliche Gespräche hatten Rosamunden doch neugierig gemacht, den Fremden einmal zu sehen, von dem der Vater, der sonst so umgänglich und zuvorkommend gegen jedermann war, so übel urtheilte und sie beschloß, nachdem sie sich mehrere Tage mit den Gedanken darüber herumgetragen hatte, doch einmal ihren gewöhnlichen Spaziergang bis in die Gegend auszudehnen, wo die Wohnung des Fremden, etwas entle-

gen vom Dorf, am Rande eines Birkenwäldchens stand. Das Mädchen hatte diesen Weg sonst immer gewählt, seitdem aber das Grundstück einen andern Herrn erhalten hatte, war sie nicht hingekommen und als sie nun nach langer Zeit, getrieben von weiblicher Neugier, wieder hinging, schien es ihr, als beträte sie eine ganz fremde Gegend, so viel hübscher und anmuthiger war alles geworden. Wo sonst nur eine ärmliche, fast zerfallene Hütte, die Wohnung eines Hirten, stand, war jetzt ein zwar sehr einfaches, aber doch recht freundlich aussehendes Haus, dessen weiße Wände angenehm gegen das Grüne des seitwärts liegenden Holzes und der davor ausgebreiteten Wiesen abstach. Sie näherte sich dem Wäldchen, ein Paar sich hineinschlängelnde Wege schienen einzuladen, doch in das Innere zu treten. Rosamunde stand einige Minuten am Saum, ungewiß, was sie thun sollte. Endlich siegte doch die Neugier, warum sollte sie auch nicht hineingehen, war es ihr doch nicht untersagt worden und die stille Brust eines

unschuldig kindlichen Landmädchens kennt die strengen Regeln städtischer Convenienz nicht. — Leise und langsam schritt Rosamunde vorwärts. Eine ernste Stille, nur selten unterbrochen von dem Gezwitscher der Vögel, herrschte rund umher. Als sie um eine Ecke, die der Pfad machte, bog, las sie an einem Baumstamm die Inschrift: „den Manen meines Glücks" und ein leiser, theilnehmender Seufzer entschlüpfte dem Busen des Mädchens. Er ist also unglücklich, dachte sie bei sich selbst und die Menschen thun ihm wohl Unrecht. Sie war vor der Inschrift stehen geblieben und betrachtete sie aufmerksam, es schien ihr, als wenn die zitternden Züge der Buchstaben vor ihren Blicken sich belebten und als spräche aus ihnen das verwundete Gefühl dessen, der sie schrieb, vernehmlich ihr zu. Da rauschte etwas im Gebüsch, erschrocken wandte sich das Mädchen darnach um. Ein Hund kam hervor und schmiegte sich, nachdem er sie wie prüfend betrachtet hatte, vertraulich an sie an. Noch stand Rosamunde und liebkoste streichelnd

das Thier, als ein Mann, ungefähr dreißig Jahr alt, höchst einfach aber sehr fein angezogen, mit einem Buch in der Hand, den entgegengesetzten Weg daher kam. Der Hund fing an zu bellen und sprang fort. Rosamunde blickte auf und sah den Fremden. Ein mächtiger Schrecken befiel sie, gern wär' sie davon geeilt, aber es war zu spät, schon war sie gesehen worden und der Mann näherte sich. Er richtete einen forschenden, fast finstern Blick auf das Mädchen, der aber, beim längeren Verweilen auf der lieblichen Gestalt, sich bald etwas klärte und mit sanfter Stimme richtete er an die Hocherröthende einige Worte, die diese nicht ohne Schüchternheit erwiederte. „Sie wollten vermuthlich, fuhr er dann nach einigen Minuten fort, einen früher gewohnten Spazierweg wieder sehen, es würde mir leid seyn, Sie daran zu hindern; ich hoffe, Sie werden das Wäldchen nicht verschlechtert finden.“ Mit diesen Worten verbeugte er sich leicht und artig und schlug einen Seitenpfad ein. Rosamunde war herzlich froh, ihn gehen

Bayerische Staatsbibliothek München

zu sehen und doch, sonderbar! war es ihr fast wieder nicht lieb. Sie hatte so manches über den Fremden von den Leuten im Dorf gehört, deren Erzählungen ihn als einen finstern Menschenhasser schilderten, auch Reinhard und Sabine schienen nicht abgeneigt, dafür ihn zu nehmen, obgleich sie ihn nicht kannten, so daß sie sich von ihm ein wenig günstiges Bild entworfen hatte; nun stand er auf einmal vor ihr und sein Aeußeres paßte so wenig zu dem Bilde. — Sein blasses Gesicht blickte ernst, selbst finster, aber nicht zurückstoßend; der Ton seiner Stimme klang schmerzlich bewegt, aber nicht rauh und unfreundlich, wie sie geglaubt hatte und mit dem Gedanken: der ist gewiß nicht böse, nur unglücklich, ging sie, ohne darauf zu merken, tiefer in das Gehölz hinein, das mit jeder Beugung, die der Weg machte, ihr immer neuer und anmuthiger erschien. So war sie bis zur Mitte desselben gekommen, da öffnete sich plötzlich der schmale Pfad zu einem kleinen, runden Grasstücke, in dessen Mittelpunkt,

zwischen vier schlanken, die Zweige tief herabsenkenden Birken, ein einfaches Denkmal von weißem Stein mit der Aufschrift: „Dem Freunde,“ stand. Ja, er ist unglücklich, der arme Mann, sprach Rosamunde zu sich selbst, wer böse ist, hat keinen Freund und dieß zeigt ja, das sein liebster ihm starb; und auch sein Glück, setzte sie fast wehmüthig hinzu, seine Hand grub ja die deutenden Worte dort am Eingang in jenen Baumstamm ein.

Als sie zu Hause kam und am Abend die Familie, wie gewöhnlich, zusammen saß, fiel unter den Eltern das Gespräch wieder auf den Fremden; schon öffnete Rosamunde die Lippen zu erzählen, wie sie ihn heut nicht allein gesehen, sondern auch gesprochen habe, da fieng aber die Mutter an, eine von den Nachbarn über ihn gehörte Geschichte zu berichten, das dem armen Mädchen der Muth verging, um so mehr, da der sonst immer so wenig leichtgläubige, mild beurtheilende Vater, auch dießmal wieder durch einige hingeworfene Worte, einzustimmen schien. So ge-

schah es, daß die Tochter zum erstenmal ein Geheimniß vor den Eltern behielt und es um so sorgsamer in der Brust verschloß, da es das Erste war, und ihr Gefühl ihr wohl am andern und den folgenden Tagen sagte, wie sie es am Abend, da sie es verbarg, schon hätte erzählen müssen. — Rosamunde war zu unerfahren, zu kindlich unbefangen in ihrem ganzen Wesen, um sich deutlich die Ursache bewußt zu seyn, warum sie geschwiegen hatte, dennoch aber war sie schon gereift genug, bestimmt zu fühlen: man thue mit den im Ganzen voreiligen, fast lieblosen Urtheilen, den Fremden Unrecht und natürlich war es wohl, daß in dem sanften Herzen des Mädchens schon dadurch sich die Theilnahme an einen Mann vermehren mußte, von dem so mancherlei sie bald als Gewißheit, bald als Vermuthung hörte; eine Theilnahme, die noch um ein Bedeutendes stieg, als der Zufall sie zur Vertrauten eines Vorfalls machte, der den Fremden betraf und — ihn ihr denselben in einem ganz anderen Lichte erscheinen ließ,

als die Befangenheit der Umgebung ihn darzustellen strebte.

In Dörfern, so wie in kleinen, ja selbst in vielen schon recht ansehnlichen Mittelstädten, ist die Ankunft eines Fremden, der sich daselbst, auf mehr oder weniger Zeit, niederläßt, immer eine Erscheinung, die die müßige Neugier der Menschen aufs lebhafteste beschäftigt. Es ist dieß um so mehr der Fall, je kleiner oder kleinstädtischer vielmehr in seinem Umgangston, der Ort ist, denn sehr oft übertrifft in diesem eben nicht anmuthigen Punkt manche größere Stadt eine viel unbedeutendere und der Vermuthungen und Forschungen über das Wie? Woher? Wes Standes? u. s. w. des Ankömmlings nehmen oft kein Ende, um so weniger, wenn dieser, durch Willkühr oder Umstände veranlaßt, einen vielleicht unfreiwilligen oder, von ihm selbst gar nicht einmal bemerkten geheimnißvollen Schleier um sich verbreitet, den die oft höchst blinden Augen der Menge nicht so gleich zu heben vermögen. Dann ist immer in den meisten Fäl-

len Zehn gegen Eins zu wetten, daß die über einen solchen in Umlauf gesetzten Gerüchte entweder lieblos oder wenigstens abentheuerlich abgeschmackt ausfallen und, hat der Besprochene dazu noch das Unglück, durch erlittenen Schmerz ein vielleicht weniger als sonst ihm eigenthümliches finsteres Wesen zu zeigen, hat ihm vielleicht des Geschickes Hand das genommen, woran sein Herz hing, und er kömmt nun mit den Zügen des Grams sich entfernt, von seinen bisherigen Kreisen in die Einsamkeit, die der Leidende ja überall mit sich trägt, zu verbergen — dann oft! oft! Wehe ihm! — Wenige, sehr wenige werden, geleitet von richtigem, feinem Gefühl, seines Gemüthes Lage errathen und — sie schweigend ehren, Viele, ach! oft sogar welche darunter, deren Herz in edleren Schlägen klopft, als das der Alltagsmenschen, werden nicht in ihm den Leidenden, sondern den Menschenfeind oder gar den Verbrecher sehen, der die Strafe seiner Thaten im finsteren Gemüth mit sich umherträgt.

So wie wir eben eines solchen Einsamen gewöhnliche Beurtheilung — die nur darum an großen Orten so nicht statt findet, weil da zu wenig Einer den Andern kennt und jeder jedem zu fremd ist — beschrieben haben, ging es auch dem Fremden im Dörfchen Brandheim. Vor mehreren Monaten hatte er das fast wüst liegende Grundstück durch eine andere Hand kaufen und anordnen lassen; als der schnell betriebene Bau des Hauses vollendet war, hatte er es in aller Stille bezogen und in eben solcher Stille bisher bewohnt. Niemand, als ein alter Diener, war mit ihm gekommen, niemand als dieser und sein Hund, machten seine Hausgesellschaft aus und außer den Namen „Müller" hatte kein Mensch in der Umgegend noch etwas weiteres über ihn erfahren können, und doch hätte man so gern mehr gewußt. Das Haus hatte sein Geschäftsführer, ein Advokat, aus einer entfernten Stadt bauen lassen, die Anlagen im Holz, das Denkmal, die verschlungenen Gänge, besorgte Müller selbst unter eigener Aufsicht,

doch sprach er darüber nie mit keinem der Arbeiter. Aus dem Munde des Dieners erhielten sie ihre Anweisung am Morgen, aus seinen Händen den Lohn am Abend. Selten nur erschien der Herr selbst; wenn es geschah, so ging er still und sinnend vor sich hin, besah das Gemachte und sprach, mehr fast mit Zeichen, als mit Worten darüber mit seinem Diener und entfernte sich dann gewöhnlich sehr bald wieder. Es war natürlich, daß ein solches Benehmen den Leuten auffallen mußte und da ihnen die Quelle desselben fremd war, so konnten, in ihrem Sinn, sie es nur einem lichtscheuen Bewußtseyn zuschreiben und nicht lange dauerte es, so hieß der Mann, der keinem zu nahe trat, der keinen Bittenden von seiner Thür wieß, der den kleinsten Dienst oder Arbeit reichlich vergalt: erst ein menschenscheuer Sonderling — zuletzt ein vom bösen Gewissen gepeinigter Bösewicht und wenige Tage vergingen, an denen nicht dieser oder jener aus dem einsamen Leben und Thun des Fremden eine neue Veranlassung zur Be-

stätigung der einmal gefaßten Meinung, zu ziehen gewußt hätte.

Wir haben gesehen, daß selbst Reinhard und seine Frau sich nicht ganz frei von dem allgemeinen Urtheil über Müller erhielten und wie nur Rosamunde allein, geleitet vom inneren, richtigen Gefühl, durchaus nicht in die Ansichten stimmte, die die ganze Gegend so ziemlich über ihn hegte. Sie hatte ihn ja nicht allein gesehen, sondern auch gesprochen und waren dieß gleich nur wenige, unbedeutende Worte gewesen, so hatten sie doch hingereicht, sie zu überzeugen, er sey kein Bösewicht. Der Ton seiner Stimme war ja so mild, sein Benehmen, wenn gleich fremd, doch nicht zurückstoßend. Sie kannte die Welt zu wenig, um wissen zu können, daß beides wohl oft noch bei böserm Thun bestehen kann, und schloß nach ihrem Gefühl, welches sie dießmal denn auch nicht betrog. Für einen Sonderling konnte sie ihn aber eben so wenig mehr halten, seitdem sie die Inschrift am Baumstamm und das Monument

gesehen hatte, und er erschien von diesem Augenblick an ihr als ein Unglücklicher, dem das Leben sein Bestes genommen haben müsse.

In jedem edlen Herzen findet der Unglückliche, sobald es ihn als solchen erkannt, oder mindestens er ihm in einem solchen Licht erschienen ist — einen Freund, einen Fürsprecher, der, je mehr andere den Bemitleideten entweder nicht anerkennen, oder wohl gar geflissentlich verkennen — je wärmer sich für ihn vernehmen läßt und für den das Interesse, mit dem Grad der Kälte oder Lieblosigkeit Anderer, steigt.

Völlig so ging es Rosamunden. Sie sah den Fremden so offenbar verkannt und je weniger sie öffentlich und durch Beweise den Muth hatte und im Stande war, ihn zu vertheidigen, je mehr that sie es im Stillen, im Herzen, und es war wohl natürlich, daß dadurch nach und nach ein Band entstehen mußte, unsichtbar und unbemerkt von Allen, von Rosamunden selbst mit, das mehr und mehr sie hinzog zu ihm und ihn ihr näherte,

wenn sie gleich ihn kaum sah, vielweniger sprach.

Mehrere Zeit hatte sie mit fast ångstlicher Scheu bei ihren Spaziergången die Wege einzuschlagen vermieden, die nach der Gegend, wo Müller wohnte, führten; sie hatte gefürchtet, ihm dann wieder zu begegnen, ob gleich sie sich nicht deutlich den Grund dieser Furcht bewußt war: endlich ging sie eines Nachmittags, bestimmt mehr durch Zufall, als festem Willen, dem Birkenwåldchen zu und in mancherlei Gedanken tråumend verloren, stand sie am Eingang desselben, ehe sie es selbst wußte. Sie setzte sich am Saum desselben nieder und überließ sich hier von neuem dem Lauf ihrer Gedanken, da hörte sie ohnweit von sich sprechen. Es war eine Frauen- und eine Kinderstimme; eine Mutter, die ihr Kind, das ermüdet klagte, tröstete und ihm versprach, der Vater werde nun es freundlich versorgen. Rosamunde war aufgestanden und hatte sich umgesehen, sie konnte die vom Gebüsch verdeckten aber nicht erblicken,

bis sie, den Gang ins Holz weiter verfolgend, beide in einiger Entfernung vor sich her nach dem Wohnhause zu gehen sah. Es war dem Anschein nach eine noch junge Frau, sehr dürftig aber reinlich gekleidet, die an ihrer Hand einen Knaben von einigen Jahren führte. Schon wollte Rosamunde umkehren und sich wieder entfernen, da vernahm sie deutlich Männertritte hinter sich, und als sie umblickte, sah sie Müller denselben Gang, den sie gehen mußte, herabkommen. Eine eigne widrige Empfindung, deren Grund ihr aber fremd war, zuckte bei dem Gedanken in ihr auf, jetzt hier von ihm getroffen zu werden; noch hatte er sie nicht bemerkt, das dichte Gebüsch konnte sie leicht verbergen und indem sie dieß dachte, war es auch ausgeführt. Sie hoffte, er würde vorübergehen und wollte dann sich entfernen, doch ward dieß durch einen Zufall verhindert. Als Müller bald an der Stelle war, wo Rosamunde sich verborgen hatte, blickte die Frau mit dem Kinde sich um. Sie sah den, den sie suchte

und ging auf ihn zu. Müller blieb sichtbar erschüttert stehen und erwartete sie. Keine zehn Schritt von Rosamunden trafen beide zusammen und eine namenlose Angst überfiel die erstere. Wenn du bemerkt wirst, Gott! wie unzart mußt du erscheinen; so dachte sie und versuchte durch das Gebüsch sich zu drängen, um nur fort zu kommen; dieß gelang aber nicht und wollte sie sich nicht selbst verrathen, so mußte sie ausharren und unfreiwilliger Zeuge des Gesprächs zwischen Müller und dem Frauenzimmer werden.

Die Frau schien sehr niedergeschlagen; mit einem demüthigen Blick führte sie den Knaben auf Müller zu; höchst schüchtern und stammelnd sprach das Kind das Wort „Vater" aus und hob dabei seine Händchen bittend auf. Einen Augenblick stand Müller ernst, mit finsterer Miene, wie unschlüßig mit sich selbst da, dann siegte das Mitleid, er hob das Kind empor, besah es mit einer unverkennbaren Mischung von Schmerz und Zärtlichkeit und setzte es dann wieder nieder. Die

Frau wollte jetzt auch seine Hand ergreifen, mit Heftigkeit aber zog er sie zurück und ging, sich abwendend, die Allee ein Stück hinunter; Gott im Himmel! rief die Frau mit wahren Schmerzenstönen, ist denn alle, alle Hoffnung verloren! Müller, der unterdeß sich wieder genähert hatte, antwortete nichts darauf, er maß die Frau nur mit einem langen, kalten Blick und wandte sich dann wieder zu dem Kinde, dem er wie überlegend die Hand auf den Kopf legte.

Ich habe alles mögliche gethan, fuhr die Frau fort, und richtete, wie versichernd, die Augen empor, ich habe alles mögliche gethan, und keine — keine Versöhnung?

Keine, entgegnete Müller ernst, auch Er that alles und mußte dennoch — —

Eine fürchterliche Erinnerung schien ihn hier zu ergreifen; mit beiden Händen bedeckte er sich einen Augenblick das Gesicht, dann winkte er der Frau, sich zu entfernen.

Ja! es ist wahr, was die Leute sagen, rief diese jetzt mit einigem Stolz aus und

faßte ihr Kind, komm mein Sohn, wir wollen uns wieder hinschleppen, wo wir hergekommen sind, der Vater dort oben wird uns ja aufnehmen, wenn es genug ist.

Sie hatte sich bei diesen Worten wie zum Weggehen gewendet und Rosamunde sah nun erst ihr bleiches, einst schönes, jetzt von Gram gefurchtes Gesicht.

Bleiben Sie, sprach Müller, wo wollen Sie hin? was soll aus Ihnen beiden werden?

Was Gott will, rief die Frau, der verzeihen kann und nicht haßt, wie Menschen.

Sie thun mir Unrecht, ich hasse Sie nicht, aber — —

O, sprach die Frau erschüttert und legte die Hand auf ihre Brust — hassen Sie mich, was hat aber dieß Kind Ihnen gethan, das Sie verstoßen?

Ich verstoße es nicht, erwiederte Müller, es ist ja sein — aber — —

Aber mich wollen Sie nicht sehen, fiel hier die Frau ein, mich nicht! o wenn er das wüßte!

Ich bitte Sie, erinnern Sie mich nicht daran. Vom Verstoßen ist ja die Rede nicht. Ich habe Ursach, mich zu beschweren, daß Sie nicht eher kamen. (Dieß Wort sprach er etwas langsam, wie fast unfreiwillig aus.) Ihr Brief ist erst seit wenigen Tagen in meinen Händen, sonst — — Sie würden die Reise leichter haben machen können — oder vielmehr — — ich würde sie Ihnen erspart haben.

Das glaube ich wohl, seufzte die Frau, um einer Unglücklichen verabscheute Gegenwart zu vermeiden.

Sie verkennen mich ganz. Wer in der Welt steht Ihnen und Ihrem Kinde näher als ich. Es ist mein Sohn, seit es keinen Vater mehr hat — doch — lassen wir das. Sie bleiben heut und morgen und so lang, bis ich alles angeordnet habe, hier — nur Eins bitte ich — —

O ich weiß, was Sie wünschen! Aber seyn Sie überzeugt, es bedarf Ihrer Andeutung nicht. Die Aermste wird sich verbergen,

so lange sie in Ihrer Nähe weilen muß, daß ihr Anblick Sie nicht betrübe und das Wohl des Kindes wird der Mutter den Muth geben, zu tragen.

Sie beugte sich bei diesen Worten zu dem Knaben nieder und drückte ihn weinend an die Brust. Müller stand einige Augenblicke wie verloren in einem innern Kampf. Auf seinem Gesicht malte sich deutlich der Wiederstreit der verschiedenartigsten Gefühle; mehrmal streckte er, während die Frau ihre fallenden Thränen in den Locken des Kindes verbarg, wie verzeihend die Hand aus, aber immer zog er sie mit einer gewissen Heftigkeit wieder zurück; endlich sprach er zu der Fremden, indem er die Allee herab wieß: „Dort unten am Ausgang werden Sie Rudolph finden (dieß war der Name seines Dieners) — er wird Ihnen Ihre Zimmer anweisen." — Die Frau verneigte sich und wollte sich entfernen. Da nahm Müller den Knaben noch einmal in die Höhe, drückte ihn mit Innigkeit ans Herz und schlug darauf einen seitwärts, tiefer

in's Holz führenden Pfad ein. Die Fremde ging mit ihrem Sohne der erhaltenen Anweisung nach.

Rosamunden, der Zeugin dieses ganzen Vorfalls, fiel ein Berg von der Brust, als beide Theile sich entfernten. Schnell schlüpfte sie aus ihrem Versteck hervor und eilte mit geflügelten Tritten dem Ausgang zu, immer fürchtend, noch erspäht zu werden und sich selbst bittere Vorwürfe machend, durch voreilige Neugier sich in eine Lage versetzt zu haben, in der sie gezwungen ward, unzart zu belauschen.

Weniger noch wie das erstemal kam es ihr in den Sinn, etwas über das Gehörte und den Ort, wo sie gewesen, verlauten zu lassen, als aber nach einigen Tagen das Gerede unter den Leuten ging, der Menschenhasser — so nannte man Müller — habe früher ein Mädchen verführt und verlassen, die sey ihm nun nachgekommen mit dem Kinde und nun wolle er sie wieder fortschaffen — da war es Rosamunden lieb, im Birkenwalde gewesen

zu seyn, denn sie wußte ja dadurch, dem sey nicht also. Lächelnd saß sie bei ihrem Nähꞏrahmen und hörte das Gespräch der Andern an und als diese in immer seltsamern, den Charakter Müllers immer mehr verunglimꞏpfenden, Vermuthungen über den eigentlichen Zusammenhang des in Frage stehendem, sich erschöpften, dachte sie sich, wie leicht es ihr sey, dieß alles aufzuklären zu Gunsten eines Mannes, der — was freilich sie selbst sich nicht gestand, da sie es selbst mit Klarheit noch nicht wußte — ihrem Herzen anfing, werther zu werden. Sie würde auch gewiß den Verlauf der ganzen Sache, so weit sie selbst ihn kannte, erzählt haben, aber — dann mußte sie ja sagen, auf welche Art sie es erꞏfahren hatte und durch Horchen, Nein! — Sie schämte sich, so oft sie daran dachte. War es gleich ein unfreiwilliges gewesen, so war es doch immer nicht recht. Sie hätte sich melden, hervortreten, sich die Ohren zu halten und der Himmel weiß, was alles noch thun können, wovon sie doch sämmtlich in

jenem Augenblick nichts that, sondern im Gegentheil recht aufmerksam zuhörte und sah.

Mehrere Tage waren abermals vergangen, in denen Rosamunde durch eine Kränklichkeit der Mutter, veranlaßt nicht ausgekommen war, da saß sie eines Abends im Gärtchen hinter dem Hause — der Vater war eben gegangen, den Ruf zur Ruhe, wie er es nannte, vom Thurm herab erschallen zu lassen — als das Gebell des Hofhundes ihr die Ankunft eines Fremden verkündete. Sie ging vor ins Haus, unter der Thür stand Müller. Er schien betroffen, Rosamunden hier zu finden; sie war es nicht minder, ihn hier zu sehen, denn noch war dieser zu keinem in der Umgegend gekommen. Ich wünschte, hub Müller nach einigen gewöhnlichen Begrüßungen an, Herrn Reinhard, dessen Tochter Sie vermuthlich sind, zu sprechen. Rosamunde bat ihn, einen Augenblick zu verziehen, bis der Vater wiederkehre. Auf ihr Ersuchen folgte ihr Müller in die Stube und knüpfte mit Leichtigkeit in Erwartung des Hausherren, ein

Gespräch mit Mutter und Tochter an, das ihn letzterer als einen sehr angenehmen, ersterer als einen nichts weniger als menschenfeindlichen Mann erscheinen ließ, während welchem aber Rosamunde nicht ohne einige Beklemmung fürchtete, er möchte durch eine Wendung desselben verrathen, daß er sie bereits einmal gesprochen habe; doch geschah dieß eben so wenig, als er auch in einem kurzen Alleinseyn mit ihr, während welchem die Mutter einmal hinausging, diese Saite berührte.

Als Reinhard höchlich verwundert über einen Besuch, dessen Ankunft er bereits erfahren hatte, eintrat, ging Müller auf ihn zu und fing sogleich nach kurzer Einleitung an, den Zweck seines Kommens mitzutheilen, der darin bestand, den alten Mann zu vermögen, den Unterricht eines Knaben zu übernehmen, der, wie er sich ausdrückte — ihm sehr theuer, wohl am besten aufgehoben wäre, wenn Reinhard ihn ganz zu sich nehme.

Anfänglich, ob gleich für die Kinderwelt

mit Leib und Seele lebend, schien Reinhard wenig Lust zur Annahme dieses Vorschlags zu haben, da aber im Fortgang des Gesprächs Müller ihn immer mehr und mehr als ein Mann ganz entgegengesetzter Art erschien, als wie er sich ihn bisher gedacht hatte, verleitet vom allgemeinen Vorurtheil, so ging er darauf ein und schon der nächste Tag ward dazu bestimmt, das Kind seiner Pflege zu übergeben.

Die Bekanntschaft zwischen den beiden Männern war nun zwar hierdurch gemacht, doch wurde sie fast gar nicht fortgesetzt. Sehr selten geschah es, daß Müller, gewöhnlich in den Abendstunden, einmal kam, theils entweder das monathliche Kostgeld für den Pflegling zu berichtigen, theils sich einmal bei Reinhard nach dessen Betragen und Fortschritte zu erkundigen; was aber zwischen dem Vater und Müller aus Mangel gegenseitiger Anneigung nicht geschah, geschah zwischen ihm und Rosamunden. Einige Berichte, niedergeschrieben theils in dieser Zeit von Müller, theils in

früherer, geben darüber, so wie über sein vergangenes Leben, den besten Aufschluß und folgen, deswegen hier, als an ihrer schicklichsten Stelle, geordnet nach der Folge ihrer Begebenheit.

Wie sonderbar doch das Geschick mit mir verfährt! Scheint es nicht, als hätte es mich ganz vorzüglich zur Zielscheibe seiner Launen genommen? Im buntest mannichfachsten Wechsel der Begebenheiten und Zustände trieb es mich um und — kamen einmal Augenblicke in meines Daseyns dahin rollenden Stunden — wahrhaft nur Augenblicke im Verhältniß zum übrigen Leben — in denen ich freudig und — thörigt hoffend wähnte: „nun blüht dir Ruhe auf," dann nahte gewiß auch schnell wieder der Sturm, der mich dem stillen Hafen entriß, in dem ich auf immer mich geborgen wähnte. War nicht als Kind schon ein unstätes, wanderndes Seyn mein Loos? und ist nicht des Jünglings und des Mannes Leben darin der treue Abglanz seiner Morgentage gewesen?

Geboren in einem Lande, das fremd meinen Eltern war, die auch aus der Fremde, aus weiter Ferne sich zusammenfanden — blieb mir das Land, der Theil wenigstens desselben, in dem mich das erste Licht umstrahlte, stets fremd und — sonderbar genug! obgleich mein Schicksal mich fort und fort, sonder Ruh' und Rast, von einer Gegend zur andern, von einem Land ins andere trieb, selten recht freiwillig, meist gezwungen; so brachte es mich doch nie wieder, trotz dem, daß ich manchmal darauf hinstrebte, in jene Gefilde, die mir zuerst grünten und die ich im eigentlichen Sinn, doch nie gesehen habe. Derselbe Fall, wie mit meinem Geburtslande, trat mit dem ein, wo die erste Besinnung mir kam und bei einem scharfen Gedächtniß, bei einem hoch in die Jugendzeit hinauf reichenden Erinnerungsvermögen, schweben doch die Gebilde jener und auch der spätern Zeit fast bis dahin, wo ich zum Jüngling reifte, veranlaßt durch den ewigen Wechsel, nur in bunten, chaotischen Bildern noch vor meinen Geist, die eins das andere deckend und verwi-

schend, in ein Irrgewinde von Umgebungen, Begegnisse und Erinnerungen mich stürzen, aus dem ich oft mit aller Mühe mich nicht zu reißen vermag. Der erste Ruhe = gleichsam, Lichtpunkt in diesem fluthenden Gedränge, ist eine Reise meiner Eltern nach dem Vaterlande meines Vaters — dem Süden Deutschlands — in meinem sechsten Jahre. Es ist mir unbekannt, wodurch diese Reise eben so fest sich meinem Gedächtniß in ihren kleinsten Theilen eingeprägt hat. Sie hatte gerade nichts ausgezeichnetes in ihrem Gefolge und viel später, bei viel mehr entwickelter Geisteskraft, unter viel hervorleuchtendern Umständen unternommene, haben sich weit mehr in Schatten zurückgezogen, als diese, von der ich noch die genaueste Beschreibung von Station zu Station geben wollte.

So wie aber die Kindheit, so verstrich mir auch der Jugend zweite Periode, das Jünglingsalter, bis zu der Zeit, da selbstständig ich mich selbst zu entwickeln anfing. Ein unausgesetzter Wechsel von Veränderungen des

Aufenthaltsorts derer, die mich versorgten, beraubte mich größtentheils, ja gänzlich fast, des Glücks, das Andere in jenen Jahren genießen, des Glücks nehmlich, durch gemeinschaftlichen Unterricht und gemeinschaftliche Spiele an ihres gleichen gekettet zu werden, und nie habe ich, der ohnedem Geschwisterlose, das schöne Gefühl kennen gelernt und empfunden, in späterer Zeit zu irgend einem Menschen sagen zu können: „du warst schon der Gespiele meiner Kindheit, der Freund und Gefährte meiner Jugend.“ Man muß dieß stets entbehrt haben, um ganz zu fühlen, wie wohl es thun mag.

Bei mir trat dadurch zum Theil der Fall ein, daß ich, ob gleich bekannt fast aller Orten, doch überall fremd war, wohin ich mich auch noch wandte, daß ich, während ich mich umtrieb unter zahllosen Menschen und in den vielfachsten Kreisen, doch bisher durchs Leben ging, fast stets einsam, fast immer verlassen nur auf mich und die Vorsehung verwiesen, die ja das Geschöpf kennt, das sein minuten-

langes Daseyn im flüchtigen Sonnenblick eines Sommertages verlebt und dessen Aufschwirren von dem großen Hirt, der alles leitet, beobachtet wird, wie die Thaten des Menschen, der die Erde durchstürmt.

Zum erstenmal — es war der schönste Lichtpunkt in meiner Vergangenheit — schien sich mir, dem einsamen, ein milder Kreis der Liebe und der Ruhe zu erschließen, als ich nach vielfachem Umherreisen in die Gegend von . . . kam. Ohnweit einem anmuthig gelegenen Dorf, in dem eben die Frühglocke ertönte, war mir, der ich vor Tagesanbruch schon ausgereiset war, etwas am Wagen gebrochen; ich stieg aus, beauftragte meinen Diener, das Schadhafte möglichst schnell wieder herstellen zu lassen und beschloß bei dem heitern Wetter vollends nach dem nicht über zwei Stunden noch entfernten, Städtchen zu gehen und dort die Ankunft meines Fuhrwerks zu erwarten. Als ich in diesem Vorsatz durch das Dörfchen schlendere, sehe ich unter der Thür eines Hauses ein Mädchen stehen, die

den einfachen Strohhut auf die braunen Locken gedrückt, ein Bündelchen in der Hand hält, als wolle sie eine Wanderung antreten. Ich weiß noch nicht, wie mir der Einfall kam, sie anzureden. Sie dankt freundlich und berichtet mich, sie wolle nach der Stadt — derselben, wohin mein Weg führt — denn da sey heut' Jahrmarkt und viel Schönes und viel Lust. Lächelnd über die unbefangene Naivität des Mädchens, biete ich mich ihr zum Gesellschafter auf dem Wege an und sie erwiedert mir treuherzig: das würde ihr lieb seyn. Indem kömmt ihre jüngere Schwester, fast noch ein Kind, aus dem Hause, gleichfalls reisefertig und wir machen uns nun zusammen auf den Weg. Nach mehrerem muntern Hin- und Hergeplauder erkundige ich mich denn auch nach den Verhältnissen meiner Begleiterinnen und erfahre, daß sie die Waisen eines schon seit Jahren verschiedenen Beamten sind und nun bei einer alten Verwandten in diesem Dorfe lebten. Hanchen, dieß war der Name der ältern, war ein schönes Mädchen, heitere Lebendigkeit und Froh-

sinn strahlten aus ihren großen Augen und ein Gefühl, fremd meiner Brust bis dahin gänzlich, fängt bei dem Verweilen meiner Blicke auf der jugendlichen Gestalt, an sich in mir zu regen und die kalte Gleichgültigkeit, mit der ich gewohnt war, die äußern Erscheinungen an mir vorüber gehen zu lassen, lößte sich nach und nach, jedoch schnell genug, in jene theilnehmende Wärme auf, die immer das Herz durchglüht, wenn es anfängt zu empfinden. Der Weg von Wieseneck — so hieß das Dorf, wo ich meine Gesellschafterinnen fand — bis zu der Stadt, gehörte mit zu den romantischen Punkten jener Gegend. Fröhlich, wie noch nie ein anderer, ward er von mir zurückgelegt, das Städtchen nahm uns auf und weit entfernt von dem Gedanken, hier mich von meinen Begleiterinnen zu trennen, schloß ich mich nur noch mehr an sie an und suchte sie auf alle mir zu Gebot stehende Art zu vergnügen. Dieß Bestreben von meiner Seite blieb nicht unbelohnt; ich las es in Johannens Augen, daß diese Aufmerksamkeit ihr gefiel, die wahrschein=

lich die erste war, die ein Mann ihr erwieß, und mein bis dahin völlig schlummerndes Herz erwachte an diesem Tage zum Leben, denn es liebte! —

Am Nachmittage hatte Rudolph, mein Diener, den Wagen gebracht, ich both ihn den beiden Schwestern an zur Heimfarth, denn schon stand der Vorsatz in meiner Seele fest, fürs Erste diese Gegend nicht wieder zu verlassen, und nach einigem Weigern von ihrer, und einigem Zureden von meiner Seite, ward es von ihnen angenommen, so wie ich denn auch von der ältern die Erlaubniß erhielt, sie wiedersehen zu dürfen, da ich ihr offen gestand, ich wolle hier bleiben und meine Verhältnisse erlaubten mir dieß zu thun.

So schieden sie den Abend von mir; Johannens Bild aber blieb in meiner Brust. Es war dieß das erste Aufkeimen der mächtigsten aller Leidenschaften in meinem Innern und natürlich daher wohl, daß es mit heißer Gluth geschah; um so mehr, da bis dahin mein Herz durch den ewigen Wechsel der Umge-

bung, in dem nie es Zeit gehabt hatte, sich anzuschließen, kalt geblieben war gegen alle andere Eindrücke.

Die nöthigen Einrichtungen zu einem längern — ich träumte damals ach! so süß, zu einem endlosen — Aufenthalt in dem Städtchen, waren bald gemacht. Ich war damals bereits unabhängig und wohlhabend genug, meinen Wohnort nach Gefallen bestimmen zu können und schon der zweite Tag fand mich in Wieseneck wieder. Mein Kommen war nicht unerwartet. Johanna war Mädchen genug, um den Eindruck bemerkt zu haben, den sie auf mich gemacht hatte. — Ist es noch nöthig, die Begegnisse einer Zeit zu schildern, die mein Morgenroth im Leben war! zu schildern, den Himmel voll Gefühle, dem sich meine Brust erschloß, im schönen Wahn und Traum der Liebe, ach! im Wahn wiedergeliebt zu werden. — Denn dieß glaubte ich, dieß mußt' ich glauben! Mein Herz kannte ja damals noch nicht die Welt — es kannte damals noch nicht die Tiefen der Menschenbrust. —

Ein Theil des Sommers verflog mir so wie ein Tag, nein! wie eine Stunde im fröhlichen Taumel verscherzt und harmlos und klar, wie die Wiesenquelle rann meine Zeit mir dahin, da führte das Geschick mir einen jungen Mann meines Alters zu, dessen erster Anblick schon mich vortheilhaft für ihn einnahm. Walther, so hieß er, war einer der wenigen glücklichen Menschen, denen Natur schon von ihrem Entstehen an als erste Gabe die gewinnende Liebenswürdigkeit mittheilt und die ohne Mühe sich jedes Herz erwerben. Was aber nicht bei allen also Begünstigten der Fall ist, daß sie nehmlich dieses gleich für sie sich äußernde Gefühl auch bei Fortsetzung der Bekanntschaft zu erhalten wissen und daß sie es auch wahrhaft verdienen — das traf bei Walther zu. Je mehr man ihn kennen lernte, je lieber mußte man ihn haben und die Trefflichkeit seines Herzens, die herrliche Bildung seines Geistes, vollendete bei allen, die ihn kennen lernten, den Eindruck, den schon sein erstes Erscheinen her-

vorbrachte. — Walther war nicht reich, aber sehr genügsam und so reichte ihm ein kleines Erbe und die gelegentliche Benutzung seiner Kunst — er war Musiker und zwar wirklicher Virtuos auf seinem Instrument — völlig hin, ein unabhängiges Leben zu führen, welches er als erste Bedingung eines zufriedenen Seyns, überaus schätzte.

Ob schon mein Herz schwelgend in seiner Liebe, nur für diese noch schlagen zu können schien, so hatte es doch noch Raum genug auch für die Freundschaft und es eröffnete sich mit gleicher Heftigkeit, mit gleicher Tiefe, diesem ihm neuen Gefühl, wie es sich dem der Liebe hingegeben hatte, ja, ich darf es nicht leugnen, in manchen einsamen Stunden siegte in meinem Innern fast das Bild des Freundes über das der Geliebten.

So wie ich an ihn, schloß Walther sich aber auch an mich. Mein Wunsch hatte ihn bestimmt, einige Zeit lang — den nächsten Winter wenigstens — bei mir zu bleiben und indem meine Brust sich der Seligkeit einer

froh hoffenden Liebe hingab, genoß sie zugleich das Glück einer schönen, hingebenden Freundschaft. — Es schien, als wenn das Leben in dieser Periode mir Ersatz für alle Entbehrungen früherer Zeit geben, als wenn es in dieser Periode seinen ganzen, vollen Blüthenkranz auf einmal mir reichen wolle, damit ich davon wenigstens eine Erinnerung hätte in der Nacht, die bald meinen Tag verschlingen sollte! —

Daß ich nicht verfehlte, die beiden mir theuersten Wesen, in deren Nähe ich ja allein mein Glück fand, mit einander bekannt zu machen, läßt sich denken. O, welche herrliche Stunden verflossen mir da! welche Genüsse der reinsten Freuden erblühten mir damals! Kein Tag verging fast, an dem ich nicht mit meinem Wilhelm nach Wieseneck mich begab. Hier saßen wir denn — so wähnte ich — drei glückliche Menschen, drei durch Lieb' und Freundschaft verbundene Wesen und unter heiterer Rede und Scherz, unter dem Genuß, den die Ausübung von Wal-

thers Kunst oder das Lesen irgend einer auf dem Boden vaterländischer Literatur erblühten Blume, uns gewährte, verstrich uns die Zeit, pfeilschnell und unbemerkt, wie sie immer den Glücklichen verrinnt. Das nächste Frühjahr sollte mich mit Johannen auf immer verbinden, dieß war mein ihr erklärter und von ihr auch, wie es mir schien, mit freudigem Erröthen, aufgenommener Wunsch. Ich hätte vermöge meiner Unabhängigkeit eher vermocht, die Geliebte heimzuführen, aber ich weiß nicht, war es nur Grille oder Einfluß jener dunklen Macht, die an verborgenen Fäden unsere Schicksale lenkt — genug ich hatte mich auf diesen Termin gesetzt und in meiner Phantasie vermischte sich das Bild der zu neuem, herrlichen Leben erwachenden Natur und des Aufgangs eines neuen, wie ich mir vorstellte, noch sonnigerm Seyns meiner selbst, so daß ich mir beides nur zusammen denken mochte.

Der Winter war herangerückt, da fügte es sich, daß ich eine nach meiner Berechnung

ohngefähr einen Monat dauernde Reise unternehmen mußte. Walther begleitete mich, er wollte sodann auch mit mir wieder zurückkehren, um wenigstens noch die erste Zeit meines neuen häuslichen Lebens bei mir zuzubringen. — Wie heiter versprach ich mir diese Reise! Entfernte sie mich gleich auf einige Wochen von der Geliebten, so wußte ich ja doch, daß sie alsdann auf immer bei mir seyn, daß sie dann in kurzer Zeit ganz mein werden würde und ich hatte ja meinen Freund bei mir, der mit jedem Tage meinem Herzen theurer wurde, an dem mit jedem Tage mit immer innigern Fäden es sich schloß. — Wir fuhren mit Post. Um schneller hin und wieder zurück zu kommen, nahmen wir die Nächte zu Hülfe, ob schon Wege und Witterung bei der vorgerückten Jahrszeit nicht angenehm mehr waren. — Am frühen Morgen hatten wir das Städtchen, unsern bisherigen Aufenthalt verlassen; den Abend vorher brachten wir beide noch in Wieseneck zu. Als es zu nachten begann, erreichten wir die

zweite Station. Wir begehrten sogleich Pferde zum Weiterkommen; der Postmeister schlug sie uns mit dem Rathe ab, diese Nacht, die ohnedem trüb und regnig war, nicht weiter zu gehen, theils des grundlosen Weges im Gebirg, das wir zurückzulegen hatten, theils wegen der gerade Statt findenden Unsicherheit der Landstraße, auf der kurz nach einander mehrere Frevel begangen worden waren.

Walther schien Lust zu haben, dem Rath des Postmeisters zu folgen: bei mir war es der entgegengesetzte Fall. Mir war der zurückzulegende Weg nicht ganz fremd, ich hatte ihn schon einigemal bereist in ähnlicher Jahreszeit, gleichfalls des Nachts und mir war jede Zögerung, wenn sie auch nur einige Stunden ausmachte, unangenehm. Mein Wille drang daher durch, obgleich, je mehr ich dafür sprach, Walther — als triebe ihn eine innere Stimme dazu — meiner Meinung abgeneigter wurde und mit fast furchtsamer, an ihm mir sonst ganz fremden Aengstlichkeit, in

den Wagen stieg, als endlich alles zur Abfährt bereitet war.

Wir mochten eine Stunde gefahren seyn in wilder Gebirgsgegend auf abscheuligem Wege, da hörten wir seitwärts im Holz Stimmen, die sich zu nahen schienen. Der Postillion machte uns aufmerksam, ich griff nach meinen in der Seitentasche befindlichen Terzerolen und reichte, um auf jeden Fall gefaßt zu seyn, eins davon Walthern. In demselben Augenblick that der Wagen einen entsetzlichen Schlag nach der Seite hin, wo er saß, ich fiel auf ihn, das unglückliche Gewehr ging los und im ungeheuren Schreck verging mir die Besinnung. —

Als ich die Augen wieder aufschlug, befand ich mich außerhalb des Wagens, mein Freund lag in demselben blutend und entstellt, um ihn her war mein Diener beschäftigt, seine Wunde bestmöglichst zu verbinden. Bei dem Schein einiger Laternen gewahrte ich mehrere Leute — Kohlenbrenner aus der Gegend, de=

ren Kommen die unschuldige Ursach zu diesem entsetzlichen Unfall wurde. —

Vermag ich noch den Schmerz zu schildern, der meine Brust zerriß, als ich meinen Wilhelm, den Freund meiner Seele, in dieser Lage sah! in dieser Lage durch mich! — Laut jammernd, mich und alles um mich her, meinen Eigensinn, mein Beharren aufs gräßlichste verwünschend, stürzte ich mich auf meinen blutenden Freund. Mein Schmerz, meine Verzweiflung kannte keine Grenzen. Wie ein Rasender versuchte ich es, mich des andern Gewehres zu bemächtigen, ich wollte nicht leben, seit ich mich für seinen Mörder hielt und die angestrengteste Mühe der Anwesenden nur konnte mich von der Ausführung abhalten.

Man machte mir Hoffnung zum Leben Walthers; dieß gab mir einige Besinnung wieder. Langsam, mit der größten Vorsicht fuhren wir nach der verlassenen Station zurück. Ein Wundarzt wurde sogleich geholt, er erklärte Walthers Wunde für sehr gefährlich —

die Kugel war durch einen Theil der rechten Brust gedrungen — doch auch nicht ganz hoffnungslos. Unter dem Verband schlug Walther zuerst die Augen wieder auf. Mir war dieß ein Blick in den Himmel. Ich kniete an seinem Bette, ich wollte reden, aber ich vermocht' es nicht. Man mußte mich auf Befehl des Arztes aus dem Zimmer entfernen, da die Heftigkeit meines Zustandes leicht den des Kranken verschlimmern konnte. Ich begab mich auf ein anderes und hier, mir selbst überlassen, überließ ich mich den ganzen Einwirkungen meines Schmerzes. Von Zeit zu Zeit hinüberlaufend, wo mein Freund unter den Händen des Arztes und meines Dieners lag, um nur wenigstens zu hören, ob er auch noch athme, erschöpfte ich mich in heißen Gebeten, in Gelübden zum Himmel, in Verwünschungen meiner selbst. Ich hatte in derselben Nacht noch einen Boten an Johannen nach Wieseneck gesendet, um sie von dem Geschehenen zu benachrichtigen, so wie, daß ich jetzt hier bleiben würde, für's Erste wenig-

stens, bis daß vielleicht Besserung einträte, denn wie hätte ich können den Freund in diesem Augenblick verlassen!

Am dritten Tage, ich saß eben an Walthers Bett und beobachtete seine Athemzüge, öffnet sich die Thür und Johanna tritt, am Arm ihrer alten Verwandten, herein.

Ich springe auf, ich eile überrascht auf sie zu, in meine Brust thaut bei ihrem Erblicken der erste Trost. — Sie bleibt stehen, ihre Mienen drücken Aengstlichkeit und ein gewisses Schwanken des Innern aus. Mit vorgehaltener Hand wehrt sie mich von sich ab und ihre Blicke suchen nur Walther, während ihr Mund für mich kaum ein Wort hat.

Ich führe sie hin zu seinem Lager, ich fange an mit dem ganzen Gefühl meiner Schmerzen die nächtliche, unglücksvolle Scene ihr zu schildern, die ich in meinem Briefe nur kurz angedeutet hatte; sie hört mir zu, ihre Augen sind aber nur auf den kranken Freund gerichtet und ich scheine für sie nicht da zu seyn.

In dem Augenblick, wo dieß alles geschah, vermochte ich freilich nicht dieß auch alles so genau zu erwägen: erst die spätere Zeit gab mir gehörigen Aufschluß darüber, da ich in ruhigern Stunden alles in meinem Gedächtniß zurückrufend, es mir überlegte; jetzt war ich zu sehr mit dem Leid, in welches mich der Vorfall gestürzt hatte, beschäftigt und statt, daß mein Herz neuen Stoff zu Gram aus diesem Benehmen Johannens hätte ziehen können, erquickte es sich gleichsam an den Gedanken der regen, ausschließenden Theilnahme der Geliebten für den Freund.

Was Walther betraf, so lag er die ersten Wochen in einer fast steten Bewußtlosigkeit, die nur auf Augenblicke einer hellern Besinnung wich, in denen er aber jedesmal mit Eifer nach mir verlangte und mir die rührendsten Beweise seiner unveränderten Zuneigung gab. Johanna war nach einigen Tagen Aufenthalt, in denen sie nur für Walthers Wohl zu leben schien, wieder heimgereißt; ich verbrachte meine Stunden im düstern Hin=

brüten über mein unseliges Geschick, das mich, wenn auch nicht zum Mörder, doch vielleicht zum Vernichter der Gesundheit meines Freundes gemacht hatte — an Walthers Lager und suchte und fand alles darüber vergessend, darin den einzigen, schwachen Trost, daß ich ihn pflegen und abwarten konnte.

Endlich begann die Genesung sich ihm zu nahen. Der Tag, an dem er zum erstenmal das Lager verlassend, mit mir, auf meinen Arm gestützt, im Zimmer umher gehen konnte, war der erste Lichtblick in dieser traurigen Zeit für mich. Der Arzt hatte mir die Versicherung ertheilt, das Geschehene werde keinen nachtheiligen Einfluß auf die Zukunft meines Freundes haben, und der nächste Frühling ihm gewiß wieder den vollen Genuß seiner Gesundheit verschaffen. Still und brünstig der Vorsehung dankend, warf ich mich auf meinem Zimmer nieder und gelobte hinfort alles, alles seinem Wohl zu opfern, selbst das Theuerste nicht zu sparen, wenn es ihm glücklich machen könne und dadurch die Schuld, die ich, wie wohl

unfreiwillig begangen, auszugleichen. Ich bat den Himmel darum, mir Gelegenheit zu geben, dieß Gelübde, diesen wahren Wunsch vollbringen zu können — ach! ich wußte nicht, daß das Schicksal mich so bald beim Wort nehmen und — daß ich durch mein schmerzliches Entsagen nicht sein dauernd Glück gründen würde. —

Walther war so weit wieder hergestellt, daß er ohne Gefahr den Ort verlassen konnte, in dessen Nähe er bald seines Lebens Ziel gefunden hätte. Ich begab mich mit ihm nach unsern alten Aufenthalt bei Wieseneck und hier ihn den treuen, sorgsamen Händen meines Rudolph anvertrauend, wissend ihn hier in der Nähe Johannens, die eine so rege, von mir blos den Empfindungen der Freundschaft, zugeschriebene Theilnahme für ihn hatte; rüstete ich mich aufs neue zu Abmachung jener damals unternommenen, so unglücklich ausgefallenen Reise.

Mit welchen ganz andern Empfindungen, wie das erstemal, trat ich nun sie an. Allein, düster gestimmt, mehrentheils verloren in mich

selbst quälenden Ideen — denn zu heftig hatte jene Begebenheit auf mich eingewirkt — legte ich den Weg zurück und nur die Aussicht einer baldigen Wiedervereinigung mit den beiden mir liebsten Menschen auf Erden, erhielt mich noch in leidlicher Aufrechthaltung gegen den Andrang meines trübsinnigen Gefühls. Aber auch diese Hoffnung verwirklichte sich nicht so schnell, als ich gerechnet hatte. Die Reise, die ich unternahm, betraf Anordnungen über einen bedeutenden Theil meines Vermögens. Wäre ich zu der Zeit, als ich das erstemal mich auf den Weg machte, eingetroffen, so würde alles leicht und geschwind sich ausgeglichen haben; nun aber war fast ein Vierteljahr länger darüber verflossen; dieß hatte Hindernisse erzeugt, die nicht so geschwind sich wieder wegräumen ließen und das, was damals wohl in wenigen Wochen beendet worden wäre, schien nun die Zeitdauer mehrerer Monden erfordern zu wollen. Man kann sich denken, wie unangenehm dieß in diesem Augenblick mir war, dennoch mußte ich mich in das unvermeidliche

fügen und die emsige Betreibung des Geschäfts, so wie der Briefwechsel mit meinen Lieben, war meine einzige Unterhaltung.

An diesen besonders ergözte ich mich in den einsamen Stunden, die ich verlebte. Wie wohl war mir immer, wenn der Postbothe eintrat und ich schon an der Aufschrift die Hand der Menschen erkannte, bei denen mein ganzes Herz weilte. Walthers nach und nach sich völlig wieder herstellende Gesundheit trug auch nicht wenig, ja alles möchte ich sagen, dazu bei, auch mir allgemach eine bessere Stimmung zu verschaffen. Wenn ich seine Schreiben las, wenn ich so sah, wie sichtbar Lebenslust, die doch nur in ächter Kraft von körperlichem Wohlbefinden bedingt ist, sich bei ihm aussprach, dann ward auch mir leichter und die düster verfolgenden Ideen, die bisher mich umlagert hatten, fingen an von meinem Geist zu schwinden. Was Johannens Schreiben anbelangte, so muß ich gestehen, daß sie nicht immer mit demselben reinen Gefühl mich erfüllten, wie die von

Walther. Ohne damals noch zu vermuthen, es könne ein anderer Ton in ihrem Herzen gegen mich anklingen, als in dem meinen für sie erklang, fand ich doch und mußte mir es wider Willen gestehen, selbst in der Zeit, wo mein Gemüth noch ganz wie mit einem düstern Flor umwunden war — daß in ihren Briefen eine gewisse Kälte, ja Gesuchtheit herrschte, die nur zu sehr gegen jene lebendige Wärme absticht, die die Worte immer belebt, welche das Herz als reiner Erguß seiner selbst in kunstloser Natürlichkeit spricht und die daher wohl vergleichbar sind duftenden Blumen, welche ja auch vom Hauch der Liebe und des Lebens hervorgerufen werden. Ein jeder anderer wie ich würde damals schon bemerkt haben, was mir die spätere Zeit erst offenbaren sollte, daß nehmlich Johanna mir das nicht mehr war, was ich mir schmeichelte in ihr zu besitzen, und jeder andere würde auch unschwer den einwirkenden Grund zu dieser Veränderung gefunden haben; für mich blieb er aber verborgen, weil ich weder die Ge-

walt, noch die Unbeständigkeit der Leidenschaft kannte.

Mein Geschäft war endlich zu meiner Zufriedenheit beendet; dieß und die fortdauernd guten Nachrichten von Walther und auch die aus Wieseneck, hatten mich wieder heiter gemacht; mich band jetzt nichts mehr, entfernt von dort zu bleiben, und ich schrieb daher an meine Freunde den Tag meiner Abreise und den wenn ich bei Walther einzutreffen gedächte. Der Zufall, oder richtiger gesagt wohl: Schickung, fügte es, das dieß Schreiben verloren ging. Als ich nach möglichster Beschleunigung meiner Reise an dem von mir bestimmten Tage bei guter Zeit ankam, fand ich meinen Diener allein und keinen von den beiden, die, wie ich freundlich hoffend geglaubt hatte, mit Sehnsucht meiner warten würden. Von Rudolph höre ich, daß von mir keine Nachricht eingegangen sey und daß mein Freund in Wieseneck sich befinde. So schaffe mir schnell Pferde, daß ich auch dahin komme, sage ich zu meinem Diener und will ihn fort=

treiben. Der redliche, seit manchen Jahren mir treu dienende Mann bleibt aber stehen und spricht, indem er mich mit einem fast bedauernden Blick betrachtet: „Wollen Sie nicht lieber erst heut Abend Herrn Walthers Zurückkunft hier abwarten?“ Dieß fällt mir doch auf; ich dringe in Rudolph, sich deutlicher auszulassen; er zögert anfänglich und will nicht mit der Sprache heraus, endlich gesteht er mir, wie er vermuthe, ich würde durch mein plötzliches Erscheinen in Wieseneck gerade keine angenehme Ueberraschung bewirken, denn Mamsell Johanne scheine mich über meinen Freund vergessen zu haben.

Ein helles Licht ging mir bei diesen Worten auf. Jetzt wurde mir ihr Betragen gegen mich in der letzten Zeit unsers Zusammenseyns in Wieseneck klar, das damals schon zwar nicht meine Aufmerksamkeit, wohl aber mein geheimes Mißfallen erregte, da es so sehr von Kälte zeigte; jetzt erschien mir ihr Benehmen bei unserm ersten Wiedersehen nach Walthers Verwundung, jetzt der Ton ihrer

Briefe im wahren Licht und eine Empfindung bemeisterte sich meiner, die mir bis dahin völlig fremd war. Die Eifersucht schlug ihre Furienkrallen in meine Brust und ich bekam einen Vorschmack von dem Gefühl, welches die Verdammten in der Hölle empfinden mögen. —

So bin ich betrogen! rief ich aus, als mein Wink den Diener entfernt hatte; betrogen zu gleicher Zeit von der Geliebten und von dem Freunde, die ich beide so warm im Herzen trug und die zur Dankbarkeit es mir nun gemeinschaftlich zerreissen. Ich blieb eine geraume Zeit unschlüssig über das Wie? meines Benehmens. Bald wollte ich hin, den Treulosen unter die Augen treten und sie mit dem Gewicht ihres Verraths an meinem ehrlichen Herzen, niederschmettern; dann wollte ich wieder fliehen, fliehen und mich verbergen in die ödeste Wildniß, um nie mehr ein Menschenantlitz zu sehen. — Wie viel Pläne der Rache durchfuhren mein Gehirn und dann wieder, wie viel andere der Großmuth und des Verzeihens! So schwankte ich hin und her wie ein vom Sturm

bewegtes Rohr zwischen den entgegengesetztesten Gefühlen, unvermögend einen bestimmten Entschluß zu fassen.

Der Tag war über diesen innern Kampf vergangen, in meinem Innern wogte es fort; da höre ich Pferdegetrappel; ein Reiter kömmt, es ist Walther. Ich sah' ihn absteigen, ich höre seinen leichten, fröhlichen Tritt die Treppe herauf; ich vernehme seine Stimme. Mein Diener meldet ihm meine Ankunft. Er hier! ruft er aus und ich glaube in dem Ton dieser Worte das Erschrecken über eine gefürchtete und doch unverhoffte Nachricht zu vernehmen. Der Gedanke, dem, der mir so theuer war, den ich mit so warmer Gluth in meiner Brust trug, ein Gegenstand des Entsetzens geworden zu seyn, drückt mich mit furchtbarer Gewalt nieder. In diesem Augenblick konnte ich ihn nicht sehen, und hätte der Ewigkeit unendliches Leben daran gehangen. — Ohne genau zu wissen, was ich that und eigentlich wollte, stecke ich in möglichster Schnelle einige nicht längst ausgepackte Geldrollen zu mir, nehme

den Huth und entschlüpfe eilend wie ein Dieb durch eine Seitenthür, die ich hinter mir ins Schloß werfe, dem Zimmer gerade in dem Augenblick, da Walther von der andern Seite eintritt. Im Hofe finde ich noch sein Pferd, ohne mich zu besinnen, werf' ich mich darauf und mit der Eile des Windes jage ich davon, gleich als hoffte ich wie dem Ort, so dem Schmerz meiner Brust entfliehen zu können. Ohne längern Aufenthalt, als nöthig war, dem erschöpften Pferde nur einige Erholung zu gewähren, hatte ich viele Tage meinen Weg fortgesetzt, versunken fortwährend in mich selbst, in düstre, finstre Grübeleien. Da kam ich nach Stralsund. Der Anblick des Meeres, das meinen Blicken sich hier aufthat, machte einen beruhigenden Eindruck auf mich. Ich ließ mein Pferd da stehen und schiffte nach dem ohnfernen Rügen über.

Die seltenen Naturschönheiten dieser Insel sind bekannt, jedoch nicht in dem Grade, wie sie es verdienten. Es ist genug, wenn ich hier sage: Rügen ist wie die nördlichste Spitze

Deutschlands, auch dieses Landes nördlicher Hälfte schönster Theil. Auf mich wirkte jetzt die romantische Gegend sehr wohlthuend. Ich war mit meinem Schmerz, mit den Kampf wiederstrebender Gefühle in meiner Brust bis hieher in düsterer, dumpfer Erstarrung gegen alles Aeußere dahingezogen und die häufig sandigen, mitunter nur mit fruchtbaren Auen abwechselnden flachen Gefilde, trugen zu wenig Reitz an sich, um mir auch nur eine flüchtige Aufmerksamkeit abzugewinnen. Anders ward es, als ich die Insel betrat. Schon der Gedanke: dich umwogt das Meer, das tiefe, unergründliche Meer, das schöne, poetisch versinnlichte Bild der Ewigkeit: hatte etwas tröstendes, wenn ich so sagen darf, für mich in meiner damaligen Stimmung. Die Insel hat einige Bergrücken. Erscheinen diese gleich dem, der weiter kam im Leben, als vom Strande der Ostsee bis zur Elbe, in Vergleich der gesehenen, unbedeutend — so sind es doch Berge und die weite Aussicht von ihren Gipfeln über das schön bebaute Insel-Land, über

die weite Wasserfläche, läßt vergessen, daß man nur wenige hundert Fuß über dem Qualm der Städte steht. Zu Fuß in allen Richtungen durchstreifte ich das Eiland. Mir ward leichter und wohler um die Brust, je mehr ich umherzog; Gedanke knüpfte sich an Gedanke und träumend in eine entlegene Zukunft mich hinein, schien es, als wolle sich ein Flor um meine traurigen Erinnerungen legen.

Ich hatte mehrere Wochen so in der Runde umherwandernd zugebracht. Die Ansicht eines der vorzüglichsten, wo nicht des schönsten Punkts der ganzen Insel hatte ich mir bis zuletzt aufgespart. Den wollte ich noch sehen und dann — was ich dann beginnen wollte, wußte ich nicht. — Wohin ich kam, war ich ja einsam! Was ich liebte, lag hinter mir, war verloren! Freund und Geliebte waren verloren, was bleibt dann dem Herzen noch! —

Der erwähnte eine Punkt der Insel, den ich noch sehen wollte, war der Rugard. Viel hatte ich davon gehört, ich fand mehr, als

ich erwartete. In der Mitte Rügens hebt sich ein Berg zu mittelmäßiger Höhe empor. An ihm liegt ein freundlich Landstädtchen, das bedeutendste der Insel. Auf des Berges Gipfel stand vor Jahrhunderten, in nordischer Heldenzeit, der Fürsten des Landes stolze, herrschende Burg. Ihre Mauern und Zimmer sind alle vergangen, nur der Burgwall zeigt dem Wanderer die Stätte, wo sie einst prangten; aber des Berges weit hin schauender Gipfel steht noch und der Pilger, der seine Spitze ersteigt, sieht zu gleicher Zeit da der Menschenwerke Vergänglichkeit und den Segen, die Größe und die Schönheit der ewig waltenden Natur.

Zu der Zeit, als ich ihn bestieg — es war in jener großen und herrlichen, die der Griffel der Geschichte mit unvergänglichen Zügen aufbewahren wird, in jener gewaltigen, da ein Welttheil in Waffen seine heiligen Rechte gegen eines Menschen riesigen Stolz vertheidigte — zu der Zeit gerade, als des Sieges Waage noch unentschieden schwankte und fast

nur erst dieser nördliche Theil des gemeinschaftlichen Vaterlandes aufathmete in neuer, lang entbehrter Freiheit — hatte man oben auf dem Berge in ein weites Grab die Körper einiger hundert Krieger, befreundete und feindliche, gelegt und eine einfache Spitzsäule sagte dem Reisenden in der Sprache unsers Brudervolks, der Schweden: sie fielen ein Opfer des Ehrgeitzes dessen, der so viele Tausende vernichtete.

Es war mir eine eigene Empfindung, als ich auf diesem weiten Grabe stand. Um mich her, rund nach allen Seiten hin lag das stille Insellland, mit seinen reich bebauten, gesegneten Fluren. Wo mein Auge hinblickte, war Leben und fröhliche Thätigkeit. Gleich einem silbernen Gürtel lag das Meer im lichten Sonnenglanz um die grünende Erde. Nach drei Himmelsstrichen hin breitete es sich endlos vor mir aus und in der tiefen Ferne floß das Blau der Wogen und der Lüfte in einen Farbenton zusammen. Aber unter mir war ein Grab! Da schlummerten friedlich vereint, die

sich im Leben befeindeten und der große Mittler „Tod" hatte ihren Sorgen, ihren Mühen, wie ihrem Hader ein Ende gemacht! — In meiner Brust wechselten die mannichfachsten Empfindungen. Die da unter mir, die lagen im Grabe, bei denen war der Friede nach des Lebens Sturm; ich stand auf dem Grabe, auf dem Grabe meiner Hoffnungen, und bei mir tobte noch der Sturm. „O! rief ich aus, wer doch auch schon so läg' und schlief," und breitete sehnend meine Arme der mütterlichen Erde entgegen. Da faßte mich der Gedanke, wie der Mensch so leicht Unrecht thut, wenn er ein früheres Ende sich wünscht. Ich blickte auf nach den über mich wegziehenden Wolken und gedachte der Hand, die ihre Pfade bestimmt, wie die meinen und schämte mich meines ersten Wunsches. Du hast niemand, tönte in meinem Herzen eine Stimme, der dich liebt und an dir hängt, mußt du aber darum auch die Welt nicht lieben?

Ich hatte diese Worte, die so vernehmlich in mir erklangen, wohl nachgesprochen, denn

als ich mich jetzt aufrichtete — ich war an dem Fuß der Spitzsäule hingesunken — und wie mir selbst unbewußt auf das sich gen Abend ausbreitende Meer hindeutete und sprach: „dorthin! nach fernen Welttheilen!“ da faßte mich plötzlich etwas am Arm und rief: „Nein! hier an dieser Brust.“ — Ich blickte um, es war Walther!

Wie vermag ich zu beschreiben, was in diesem Augenblick in mir vorging. — Mein Arm hielt ihn umschlossen, denn ich liebte ihn ja und doch wollt' ich mich von ihm losreissen und konnt' es nicht. —

Walther liebte Johannen; ja er liebte sie und ward wieder geliebt! Er wollte es mir verhehlen, daß sie ihn liebte, er klagte sich allein an; er nannte sich allein den Verräther an meinen Herzen, sie die Verirrte, die zurückkehren würde, wenn er sich entferne. O, giebt es denn in der Liebe ein Zurückkehren! —

Wir sprachen oft und viel über unser gegenseitiges Verhältniß. Walther wollte fort. Laß mich! rief er aus, laß mich dorthin, wo die Wolken nach Abend ziehen, dahin laß mich Unseligen vor mir selbst entfliehen. So wie, wenn hier die Sonne sinkt, aus jener Himmelsgegend ihre letzten, schwindenden Strahlen zu uns noch herblicken, hier scheidend, dort einen neuen Tag verkündend, so mag ja wohl auch mir dort, jenseits jener weiten Meere, ein neuer Tag der Ruhe und des Lebens aufgehen. Wenn ich erst dort bin, werde ich hier vergessen werden, dort werde auch ich — setzte er mit leiserer Stimme hinzu — vergessen und wenn in den Wildnissen der neuen Welt die Sonne des Tages mir sinkt, dann werde ich in der umhüllenden Nacht denken: zween Wesen, die deinem Herzen theuer waren über alles, sind jetzt glücklich und ihnen tagt jetzt ein schöner Morgen.

So schwärmte Walther oft an meiner Seite und suchte Trost darin für sich und mich. — Mein Herz litt unendlich. Was

ich that, welchen Entschluß ich auch faßte, er griff allemal eifrig in mein tiefstes und geheimstes Leben. Es giebt Augenblicke im Daseyn, das fühlte ich damals klar, wo der Mensch, auf öden Mittelpunkt hingestellt, alle Wege, die vor ihm sich ausbreiten, nur in Nacht und Schmerz gehüllt sieht und wo der Hoffnung belebender Schimmer nur über die Hügel der Gräber noch winkt.

Ein kleiner Umstand gab mir Kraft und Muth zu handeln und mich aus der unseligen Abspannung zu reißen, in die mein Geist gesunken war.

Ich war einmal allein, ohne Walthern, den Berg wieder hinauf gestiegen, der die herrliche Aussicht über das ganze Inselland mir bot. In trüben Gedanken verloren, hatte ich mich wieder auf meinen Lieblingsplatz, das Grab der Krieger gesetzt, da bemerkte ich ohnfern von mir einen ältlichen Mann in ernster, sinnender Stellung. Ich weiß nicht, welch geheimer Zug mich zu dem Fremden hintrieb. Ich hatte bis dahin die Gespräche, wie den

Umgang der Menschen geflohen, denn der, welcher uneins ist mit sich selbst im Herzen, kann ja nicht mit andern Wesen stimmen. — Als ich mich dem Mann nahen wollte, nicht sowohl um ihn anzureden, als nur um ihm näher zu seyn, fügte es sich, daß ein Miniaturbild Johannens, welches ich an einer Schnur um den Hals zu tragen pflegte, sich los lösete und herab fiel durch die offen stehende Weste. Ich stand auf der äußersten Höhe des Berges, der fremde Mann wohl ein Stockwerk unter mir. Wie das Bild mir entfiel und den an dieser Stelle ziemlich jähen Abhang hinabrollte, war es mir, als riß in diesem Augenblick erst das letzte Band zwischen Johannen und mir, als entferne in diesem Augenblick erst sich ihr Herz von dem meinen. Mit einem lauten, schmerzlichen Schrei stürzte ich mich dem Bilde nach. Es rollte dicht vor den Füßen des Mannes weg. Er hob es auf und hielt es mir, jedoch ohne es zu besehen, mit Freundlichkeit entgegen. Die Heftigkeit meiner Bewegung war ihm nicht entgangen, als er es mir über=

reichte, sprach er, fast verweisend: „Dieß Gemälde muß Ihnen sehr theuer seyn, denn Sie konnten bei Ihrem Nachstürzen leicht Schaden nehmen.“

Ich weiß nicht mehr genau, was ich ihm darauf erwiederte, doch bald waren wir im lebhaften Gespräch mit einander begriffen und ehe wir noch zu unsern Wohnungen zurückkehrten, wußte der Fremde die Begebenheiten meiner letzten Zeit.

Junger Mann, sprach er zu mir, nachdem er alles aufmerksam gehört und wie prüfend überlegt hatte, junger Mann, ich ehre den Kampf Ihres Innern, aber der Mensch soll nicht im Zwiespalt seiner Gefühle untergehen; dafür ward ihm die göttliche, tief in der Brust wohnende Kraft gegeben, daß er sich aufringe und siege. Sie haben geliebt und es ist Ihre erste Liebe gewesen. Sie haben der Freundschaft heiliges Gefühl empfunden; Ihre Vernunft wird Ihnen sagen, welche der beiden Empfindungen die dauerndere ist. Einem Manne, der für die beiden heiligsten Anklänge

der Menschheit so tiefen Sinn hat, wie Sie, werde ich nicht zu erinnern brauchen, wie die Vorsehung oder, wenn Sie lieber wollen, das Schicksal, fast nie unterläßt, den Augenblick anzuzeigen, in welchem es die rechte Zeit ist, Empfangenes oder selbst gethanes auszugleichen. Ein Haar breit fehlte, wie Sie mir erzählten, und der Freund Ihres Herzens, lag durch Ihre Hand im Grabe. Damals brachten Sie ihm Tod, jetzt können Sie ihm das Leben bringen.

Der Mann hatte sich mit den letzten Worten entfernt. Ich war in stummes Nachdenken versunken. Wie ein Morgen schien es nach und nach in meiner Seele zu tagen. Bald war mir unbegreiflich, wie ich nur einen Augenblick hatte schwanken können, in dem, was ich zu thun hatte, und klar und klarer ward meinem Herzen, daß dann, wenn ich gethan haben würde, was Pflicht war, auch die Ruhe dahin zurückkehren würde. Und — so gedachte ich weiter schreitend in meinen Ideen — ist denn das Opfer so groß, das du der Freund-

schaft bringst? Kann Liebe ohne Gegenliebe dauernd bestehen? Muß nicht die Flamme ohne Nahrung am Ende verlöschen? Verlöschen oder sich verzehren vielmehr? Es war ein Glück für mich, daß der letzte Ausdruck mir damals nicht einfiel; er würde einen Abgrund mir gezeigt haben, in den ich nicht Muth genug gehabt haben würde, hinab zu steigen. — Mein Entschluß war endlich fest und dauernd gefaßt. Ich kehrte in meine Wohnung zurück. Hätte ich noch wanken können, so würde ich jetzt mich bestimmt haben. Walther, der Freund meiner Seele, ich darf es sagen, der Liebling meines Herzens, mein Wilhelm, für dessen Leben ich in jener trüben Periode, da er durch meine Schuld am Rande des Grabes sich befand, so viele heiße Wünsche, so viele Gelübde gen Himmel geschickt hatte — dieser Freund stand jetzt bei meinem Eintritt ins Zimmer, ein lebendiges Bild des tiefsten Schmerzes, des gewaltigsten innern Kampfes, vor mir. Seine Hand hielt fast krampfhaft ein beschriebenes Blatt. Wie er

mich sah, suchte er es zu verbergen, jedoch zu spät; ich erkannte Johannens Schriftzüge und ahndete richtig dessen Inhalt.

Laß uns, sprach ich zu ihm, nach Wieseneck zurückkehren, ich hoffe Wilhelm, es wird sich da alles für uns freundlich lösen.

Er sah mich groß an. Nach Wieseneck? wiederholte er mechanisch, da kehre ich nicht hin.

Mit mir sollst du hin, Wilhelm, da wird dein, da wird Johnnnens und — auch mein Glück wieder erblühen.

Wieseneck ist ja nicht das Gras, erwiederte er mir fast bitter; o sprich mir nicht mehr von Glück.

Er sank bei diesen Worten kraftlos in meine Arme und ich hatte zu thun, nur in etwas sein bewegtes Gefühl zu mäßigen.

Johannens Brief war dieser:

„— — Als ich dich kennen lernte, mein Wilhelm, fiel zuerst der Glanz der wahren Liebe in mein Leben. Ich hatte

früher bei deinem Freunde dieß schon geglaubt, dein Erscheinen riß mich aus meinen Wahn. Kann ich dafür, daß ich dem Herzen nicht zu gebieten vermag? Wir waren ja doch so glücklich zusammen, so glücklich und nun verläßt du mich! Ich ehre, Wilhelm! deinen Schmerz um unseres Freundes Trauer, aber ist denn mein Schmerz nichts? gilt denn meine Thräne nicht auch? Du willst mir entsagen, von mir dich reißen und nennst meine Liebe, deine Liebe, einen Raub an den heiligsten Empfindungen. Hast du vergessen, Wilhelm, daß ich dein bin, so ganz dein, daß ich selbst, wenn das Herz es vermögte, nicht mehr eines andern Mannes seyn könnte. Und was würde deinem Freunde dein Entfernen von mir nutzen. Kann ich, darf ich ihm noch gehören? Darum kehre zurück, Wilhelm und mache nicht uns alle elend."

Ich errieth, was diese Zeilen nun andeuteten und indem mein Inneres von neuem der Pein

einer unglücklichen Leidenschaft sich hingab, hatte ich doch Stärke genug, ruhiger wie gewöhnlich zu scheinen und meinem gebeugten Freunde tröstend zur Seite zu stehen.

Mit einer Eilfertigkeit, als gälte es die Gründung meines eigensten theuersten Lebensglücks, betrieb ich unsere Abreise und wir langten in unserm einstigen Wohnort, in der Nähe von Wieseneck an, ohne daß mein Freund den eigentlichen Plan, den ich mir gebildet hatte, erfuhr.

Den Tag nach unserer Ankunft fuhr ich mit Walther zu Johannen. Ich schildere nicht ihr Erschrecken, als sie mich mit eintreten sah. Wär' ich mehr Menschenkenner gewesen, so hätte ich in diesem Erblassen mehr als die nur von mir vorausgesetzte Ueberraschung sehen müssen, so hätte mir in diesem Augenblick klar werden müssen, daß ich, indem ich wähnte mein Glück allein dem des Freundes zu opfern, seines eigentlich opferte. Doch, wie konnte ich in die geheimste Tiefe eines andern Herzens schauen, wie konnte mir, dem zum ersten=

mal von der verblendensten aller Leidenschaften umgarnten, solche Beobachtung werden. Dazu gehört ein ruhiger Blick und Erfahrung, wie sollte ich das eine gewonnen haben, wie das andere jetzt festhalten können! —

Ein von mir an den Prediger des Orts, meinem Bekannten, vorausgeschickter Brief, hatte alles vorbereitet. Als wir den Nachmittag zusammen in der Laube mit einander saßen, wo vor wenig Monaten ein so reines Glück, ich glaube es gewiß, uns noch allen dreien lächelte, da trat der Pfarrer ein und indem ich Johannens Hand in die meines Wilhelm legte, sprach er, feierlich verbindend beide mit einander, über sie den Segen.

Ohne ein Wort zu sagen, hatte Walther es geschehen lassen; als es vollendet war, fiel er an mein Herz und der Schlag des seinen und seine fallenden Thränen, lohnten mir.

Länger aber vermochte ich auch nicht auszuhalten. Mein Diener erwartete mich meiner getroffenen Veranstaltung nach in einiger Entfernung, vom Dorfe. Unter einem Vor-

wande hatte ich mich von der Gesellschaft entfernt; schnell sprang ich in den bereit stehenden Wagen und ehe Walther und Johanne es ahneten, fuhr ich schon auf der Straße nach . . . . zu, um im Geräusch der großen Stadt die letzten Anklänge der Erinnerung zu übertäuben. Ein Brief von mir an Walther, den ich dem Prediger übergeben hatte, benachrichtigte ihn von meinem Entschluß einer weiten und langen Reise; ein anderer an Johannen stellte beide nun Verbundene in so weit in Sicherheit über die drängenden Sorgen des gewöhnlichen Lebens, als meine Kräfte in dem Augenblick selbst zuließen und ich darf sagen: die tiefen Wunden meiner Brust fingen merklich an sich zu vernarben bei dem Gedanken: das Glück, so wähnt' ich, zweier Menschen gegründet und gewissermaßen das Gelübde gelößt zu haben, welches ich in jenen Stunden, als Walther durch meine Schuld dem Tode nahe war, abgelegt hatte.

Innerhalb zwei Jahren, die ich größtentheils in entlegenen Gegenden, theils im Gewühl der Städte, theils in der Stille des Landlebens zugebracht hatte, war mir nur wenig, fast gar keine Kunde aus Wieseneck gekommen, und — ich darf es nicht verhehlen, es war mir dieß gewissermaßen lieb. Hatte ich gleich mit männlichem Muth mich selbst bekämpft, hatte ich gleich der Freundschaft das Opfer, wenn auch, das nicht ganz freiwillige, meiner Liebe gebracht; so floh ich doch gern die Erinnerung, denn am leichtesten klopfte mein Herz, wenn diese ihm schwand. Aber auch die Gegenwart bot mir nichts. Das Loos, welches mir von meiner Kindheit an ganz besonders zugetheilt schien, lastete jetzt drückender denn je auf mich; ich stand jetzt verlassener, einsamer da, als jemals und vergebens breitete ich neuerdings meine Arme nach einem Wesen aus, von dem ich sagen könnte: „es gehört mir," oder in dessen Brust ich wenigstens nur die Empfindungen der meinigen hätte vertrauend aus-

schütten können. Mir fiel oft, wenn ich so im trüben Nachsinnen verloren dahin starrte, der ältliche Mann ein, den ich auf den Rugard fand und dessen wenige Worte mir gleichsam den Anlaß gegeben hatten, zu dem, was ich nachher that. Ich weiß nicht, warum ich mir von diesen, mir doch so ganz Fremden, so viel Trost und Erleichterung versprach, wenn ich ihn nur wieder fänd', so daß wenig fehlte, ich hätte mich zu einem abentheuerlichen Kreuz- und Queerzug entschlossen, um ihn aufzusuchen, wär' mir es nur irgend möglich gewesen, mir die Gegend zu denken, in der er heimisch war; aber das damals, wie ich ihn fand, er so gut wie ich als Fremder und Reisender auf jenem Erdfleck stand, war das einzige, was ich von ihm erfahren hatte und ich konnte es daher ohne andere als chimärische Voraussetzung, nur dem Zufall anheim stellen, ob jemals auf dieser Welt ich ihn noch wiederfinden sollte oder nicht.

So hatte ich meine Tage unter Sehnsucht und Verlangen, unter Ruhelosigkeit und un-

erfüllten Wünschen verbracht und nagte gleich der Schmerz nicht mehr an meinem Herzen, so war mir doch die Freude fremd, wie sie es immer dem ist, bei dem sie nicht aus dem tiefsten Innern sich gestalten kann; da kam ich nach B... und verweilte mich daselbst etwas länger, als zeither meine Art gewesen war. Hier empfing ich zum erstenmal eine bestimmte Nachricht von Walther und Johannen. Sie diente nicht dazu, meinen Geist zu erheitern, denn sie zeigte mir gleichsam im Vorspiel, wie mein Freund, mein Wilhelm, nicht glücklich war und wie sein Lebenspfad statt mit Rosen, sich nur mit Dornen kränze.

Johanna war eins jener leider! so wenig selten sich findenden Weiber — so ging mir aus dem empfangenen Berichte hervor — die, selbst nie wahr und innig lieben könnend, den Schein für die Wirklichkeit geben und entweder absichtlich, wenn sie schlechten Gemüths, oder wider ihren Willen, wenn sie nur leichtsinnig sind, ein Spiel mit der Ruhe und dem

Glück von Männerherzen treiben. Es ist eine traurige aber nur zu gewisse Wahrheit, daß oft, man könnte fast sagen: in der Regel, die Weiber, die so wie Johanne fühlen und denken, das mehrste Glück bei den Männern machen. Aber liegt die Schuld davon nicht in unserm — der Männer — eigenen Herzen? Würden Wesen dieser Art, die nur liebeln, nicht lieben, die bei der wärmsten und hingebendsten aller Leidenschaften einzig nur immer sich im Auge haben und entweder sich leiten lassen durch die flüchtigen Eindrücke der Sinne oder, was beinahe noch schlimmer ist, durch kaltes Benehmen — würden Wesen dieser Art einen dauernden Platz und Eindruck in uns zu machen und zu behaupten vermögen, wenn wir nicht selbst sehr oft in ähnlichem befangen wären, wenn mehr die himmlische als die irdische Aphrodite uns entzündete! Und ist es so ein Wunder, wenn oft mit unserer Ruhe ein verderblich Spiel getrieben wird, da wir häufig und gern der nur schimmernden Blume nachstreben und die be-

scheidene, in stiller Anmuth blühende übersehen oder gar — nicht achten.

Diese Gedanken drangen sich mir wiederholentlich auf, als ich in B... Kunde von dem Leben meines Freundes, aber nur durch die dritte Hand, empfing.

Walther war, wie gesagt, nicht glücklich. Sein Herz empfand tief und warm, er liebte, wie der Mensch lieben soll, innig, ewig, mit ganzer Kraft der Seele; und was gewährte Johanna ihm dafür? Sie hatte geglaubt, ich will es zu ihrer Ehre hoffen, ihn zu lieben, wie sie einst glaubte, mich zu lieben; vielleicht war selbst das Gefühl für Walther in ihrer Brust stärker gewesen, als das für mich, aber kein dauerndes, heiliges und folglich ewiges, war es immer nicht. In der Stille des ländlichen Lebens, in einer fast gänzlich von den Kreisen der Gesellschaft entfernten Lage, aufgewachsen, war Johanna so fremd mit der Welt, so fremd sich selbst geblieben. Ich war der erste Mann von einiger Auszeichnung, der sie mit Aufmerksamkeit betrachtete, der ihr

sich anders und zarter, als ihre bisherige Umgebung nahte. War es ein Wunder, daß sie, in deren Busen der Eitelkeit Saamenkorn nicht karg ausgestreut lag, sich geschmeichelt fühlte? war es ein Wunder, daß nachher, als mein jüngerer und schönerer Freund auftrat und mit der ihm eigenen Leichtigkeit die Stunden unseres Zusammenseyns aufs anmuthigste belebte, war es da ein Wunder, daß sie sich von mir ab zu dem neuen Gegenstand wandte und — konnte da Walthers Herz die Feuerprobe bestehen, als bei längerem Alleinseyn mit ihr, während meiner Abwesenheit, als sie mit zuvorkommender Güte und Behülflichkeit die Stunden seiner Krankheit und seiner langsam schreitenden Genesung ihm zu beflügeln und zu verschönen strebte? O, er glaubte gewiß damals, sie fühle so tief wie er, so dauernd und so rein. Dieser schöne Wahn fing aber an zu verschwinden, als sie erst sein war und als sie mit ihm in die geräuschvollen Zirkel der Menschen eintrat.

Kurze Zeit nur hatte Walther mit seiner

jungen Gattin noch in dem abgelegenen Wieseneck verlebt, dann folgend seinem Beruf aufs neue und seiner Kunst, hatte er sich mit ihr nach einer der ansehnlichsten Residenzen des Vaterlandes gewendet und hier war es, wo ihm ein traurig Licht über sein Geschick aufging. Johanna war schön, schöner noch geworden, als Frau, wie sie als Mädchen war, es war natürlich, daß sie gefiel, um so mehr der Menge der Männer gefiel, da sie gefallen wollte und klug und schlau genug war, dieß Wollen künstlich zu verbergen. Bald umgab ein Schwarm von Anbetern die junge liebenswürdige Frau und über den Huldigungen, die ihr von so vielen Seiten gebracht wurden, schwand nach uud nach das Gefühl für ihren Mann aus ihrer Brust. Anfänglich bemerkte Walther die Veränderung in den Gesinnungen seiner Lebensgefährtin gar nicht, denn, theils war es ihm undenkbar, wie sie sich ändern könne, da sein Herz dasselbe gegen sie blieb — ach, er vergaß, daß, indem sie ihn zu lieben vorgab, sie schon einmal ge-

ändert hatte! — theils war sie Weib genug, um sich ihm zu verbergen und als später wohl manchmal eine leise Ahnung in ihm aufsteigen wollte, da hatte die Geburt eines Knaben ein neues, heiliges Band um sein Herz geschlungen. Endlich fingen aber doch ihm die Augen an über seiner Gattin eigentlich Empfinden, aufzugehen. Dienstfertige Zungen, wie es deren ja überall in so reicher Maße giebt, hatten nicht verfehlt, Johannens Ruf zu beschmitzen, viel mehr sagend als wirklich wohl war und es konnte nicht fehlen, daß denn doch zuletzt von den mancherlei umherlaufenden Erzählungen eine sein Ohr erreichte und ein unheilbares Gift in seine offene Brust gegossen wurde.

Ich habe bereits angedeutet, wie Walther fühlte und liebte; einem Herzen, wie das seine, das in hoher Leidenschaftlichkeit schlug, mußte der leiseste Argwohn ein verletzender Dolchstich seyn und bei ihm traf mehr vielleicht, wie bei irgend einem andern die Bemerkung ein, daß, wo viel Liebe auch viel Eifersucht

ist. Er fing jetzt an, seiner Gattin Benehmen schärfer zu beobachten, er rief sich einzelne, längst vergessene Züge ins Gedächtniß zurück und — wer weiß es nicht, daß, wo einmal der Argwohn und das bangende Mißtrauen seinen unglückbringenden Thron aufgeschlagen hat, bald eine reiche Saat von Unkraut empor zu wuchern beginnt. —

Zu sehr Johannen liebend, um auch nur mit der leisesten Andeutung das ihm jetzt durchbebende Gefühl ihr bemerklich zu machen, verschloß er seinen Schmerz in sich und zu der Quaal dieses einen gesellte sich bald noch eine andere, nicht mindere und zehrte rastlos an seinen edelsten Lebenskeimen.

Dieß letzte und das Folgende erfuhr ich erst später, nachdem ich B . . . schon wieder verlassen und aufs neue eine Zeit lang umherreisend, gerade im Begriff stand, meinen Freund nun einmal persönlich aufzusuchen, da ich jetzt mir Muth und Standhaftigkeit genug zutraute, ohne erschütternde Erinnerungen ihn und seine Gattin wieder zu sehen.

Der andere Schmerz, der wie eine Harpye nimmer ruhend meines Wilhelm tiefstes und geheimstes Leben mit zu verzehren begann, war der Gedanke, der unselige, der sich ihm bei dem geänderten Betragen seiner Frau, rastlos aufdrang, daß er kein besseres Loos an mir verdient habe und daß das, was ihm jetzt so schmerzlich bewegte, die Nemesis sey, die der Freundschaft gebrochene Pflicht an ihm heimsuche. O, hätte er gewußt, wie lieb er meiner Seele war, wie jeder Gedanke von ehemals, der gegen ihn hätte sprechen können, längst daraus verschwunden, er würde diesen traurigen Ideen nicht nachgehangen, sondern im Gegentheil an der Freundesbrust den Trost und die Ruhe gesucht haben, die er an der der Gattin nicht mehr fand.

Bei leidenschaftlichen Menschen, und daß mein Freund ein solcher war, habe ich gezeigt — geschieht es gar leicht, das der Verstand gerade in den Augenblicken, wo er schützend und sorgend recht hervortreten sollte, überfluthet wird von dem Strome des Gefühls

und daß in Lebenslagen, wo alles auf ruhiges Prüfen und Erwägen ankömmt, dieß am wenigsten geübt wird. — Walther glaubte seine Gattin für sich verloren, er glaubte sie in einzelnen Stunden vielleicht selbst schuldiger noch, als sie es wirklich war, dennoch vermochte er nicht sein glühend Herz von ihr los zu reißen, und statt mit männlichem Ernst, der ja doch deswegen noch nicht von Liebe entfernt zu seyn braucht, gegen sie über seine Zweifel sich auszulassen, verschloß er lieber alles in sich und fing an, da der Sturm immer heftiger in ihm tobte und schwärzere Bilder wie je in Betreff der ihn ängstigenden Erinnerungen an mich, in ihm aufstiegen — sich nach und nach in einen Strudel von Zerstreuungen zu stürzen, der so wie seine häusliche, auch seine körperliche Lage zerrüttete.

Wen das Geschick nie auf harte Proben stellte, wen es nie bei einem heißen, leidenschaftlichen Herzen gleichsam den Wogen stürmender Empfindungen Preis gab, der richte nicht über die Verirrungen eines sonst so edlen

liebenswürdigen Menschen, denn dem wird es freilich fast unbegreiflich, wenigstens höchst tadelnswerth scheinen, was den nicht befremden kann, der selbst mehr oder weniger einmal in so angreifender, das tiefste Seyn bewegender Lage war, der selbst einmal den Kampf wilder und verworrener Gefühle kämpfte. Mir war es klar, wie Walther nach und nach so sich selbst zerstören konnte, bis endlich, getrieben auf den letzten Punkt, wo die Anspannung in Erschlaffung übergeht, wo der Verdruß am Leben in die Verachtung des eigenen Seyns sich auflößt, er auch das letzte that, was ein Mensch thun kann und was eigentlich, selbst nicht entfernt in den Gedanken aufdämmernd, nie die Brust durchbeben sollte.

Als jener Moment in Walthers Leben kam, dessen Oede und Finsterniß ich eben bezeichnete, als der allen Menschen zugeordnete Schutzgeist, das gute Princip, wich oder erlag im ermüdenden Streit der Gefühle und keine Freundeshand, keine Freundesstimme warnend

und helfend bei ihm war, der verzagend sich verlassen glaubte von allem was er liebte und durch seine Schuld, als Folge unausbleiblicher Vergeltung, sich verlassen glaubte; da begrub er in die kühlenden Wellen des Stromes sich, sein Leid und seine Verzweiflung. —

Auf der letzten Tagereise zu dem Ort seines Aufenthalts traf mich die schreckliche Nachricht seines Endes. Noch einmal sah ich seine Züge, aber o! wie entstellt, ehe man ihn zur Ruhe in den mütterlichen Schooß der Erde einsenkte. Johannen konnte, durfte ich in diesem Augenblick nicht sehen. Wie hätte ich ihren Anblick ertragen können! War sie es nicht, die mir den Freund nahm, dem ich mit blutenden Herzen sie einst gegeben hatte? Ich reiste ab wieder von dem Ort, ohne sie zu sprechen, ob gleich sie mich darum hatte bitten lassen und schwor in meinem Innern

selbst die entfernteste Erinnerung an sie zu fliehen.

Als sich der Sturm meiner Gefühle in etwas gelegt, Zeit und Ueberlegung ihre wohlthätigen Wirkungen auf mich zu äußern anfingen, da beschloß ich, satt des Reisens, das mir keine Freude mehr brachte, nicht liebend die geschwätzigen und geräuschvollen Zirkel der größern Gesellschaften, mich irgendwo in eine ländliche Einsamkeit zurückzuziehen, wo ich für mich allein und still, einsam, wie ich ja war, leben könne, nur meinen Gedanken und dem Genuß der Natur. So entstand mein vom Gewühl der Welt abgeschiedener Aufenthalt in Brandheim; so das Denkmal, welches ich daselbst den Manen meines schnell vorübergleitenden Glücks in Wieseneck und dem Gedächtniß meines Freundes setzte.

Was meinen Vorsatz in Betreff Johannens anlangte, so konnte ich ihn nur zum Theil erfüllen, denn als ich in der Folge vernahm, wie traurig die Lage war, in der sie mit ihrem Sohne, der ja doch auch Wal-

thers Sohn war, lebte, als ich hörte, wie die Wittwe meines Freundes anzukämpfen habe gegen des Lebens gemeine Bedürfnisse, da war ich doch wohl der erste und nächste, dem es oblag zu helfen. Daß sie aber kommen sollte, als mancherlei Unfälle trotz meiner, ihr, wie natürlich das von mir es kam, unbekannt gebliebenen, Hülfe bei weitem nicht hinreichte, lag ganz außer meinen Plan und Willen. Mein Gefühl war furchtbar und schmerzlich, als ich sie, ihr Kind an der Hand, dessen Züge das Bild meines Walthers mir so lebendig zurückriefen — wieder sah: auch das ihre mußte es seyn. Sie glaubte sich verlassen von mir, wie alles sie verlassen hatte; sie mußte es glauben und mußte fühlen, daß es nicht unverdient geschah: denn ihre Reue, ihren Schmerz, die Thränen ihrer einsamen Stunden hatte ich ja nicht gesehen und eben darum, weil ihr Gemüth im Prüfungsfeuer des Unglücks sich geläutert hatte, mußte es ihr doppelt schwer aufs Herz fallen, als ich die stürmenden Erinnerungen, die ihr Anblick

mir noch einmal erweckte, unter der Maske starrer Kälte zu verbergen strebte. —

— — — — Walthers Sohn, mein Sohn jetzt, ist in guten Händen. Ich hoffe, der kleine Familienkreis, in den ich ihn gebracht habe, wird ihm, so weit dieß möglich ist, den verlornen Vater, das früh verlorne älterliche Haus, ersetzen; auch seine Mutter ist versorgt und mein aufrichtiger Wunsch für ihr Wohl, selbst ein freundlicher Gefühl, als bis dahin für sie in mir lebte, ist ihr gefolgt. —

So weit für jetzt Müllers eigenhändig aufgesetzte Berichte, die Rosamunde von ihm in der Folgezeit empfing, als erst ein schönes Vertrauen, dann eine zartere Neigung beider Herzen verbunden hatte. Diejenigen aber, die diese Epoche in beider Leben zum Theil schildern, folgen später.

Franz Reinhard an seinen Bruder.

Brandheim . . . .

Wie du das letztemal mit der Versicherung bei mir eintratest, Bruder Jacob, du wolltest nun nicht mehr von uns gehen, da glaubte ich dich nun gewiß zu behalten und ließ mir nicht träumen, daß so bald eine Zeit kommen könnte, in der du wieder fern, ich aber mehr wie je dein bedürfen würde.

Du weißt Jacob, wie wir hier so still und friedlich wegzuleben gewohnt sind seit manchem Jahre, hast selbst oft deine innige Freude darüber geäußert und vielmal gesagt, unser kleines Haus sey der einzige Punkt, auf dem du, trotz deiner ewigen Reisen, anspruchloses, stilles Glück bisher heimisch gefunden

hättest, und nun droht dieß alles so ganz anders zu werden!

Ja Jacob, es droht anders zu werden, ist es vielleicht schon geworden und ich weiß nicht zu helfen. O wenn du doch jetzt bald käm'st! — Du kennst das kleine Gütchen da unten am Birkenwalde: Nun sieh Bruder, dieß ist verkauft worden, ein Fremder, Müller nennt er sich, hat es für hohen Preis an sich gebracht; ich wollte er hätte sich im Pfefferlande niedergelassen. Doch, du wirst den Kopf schütteln, aber höre.

Eh' er noch selbst kam, ließ er alles recht zierlich und hübsch einrichten; ein neues geräumiges, aber einfaches Haus kam an die Stelle der alten Hütte; das Birkenwäldchen wurde gelichtet, Gänge angebracht u. s. w. ich hatte selbst meine Freude darüber. Endlich kam er an. Es vergingen mehrere Wochen, ehe ich ihn sah, denn er kam zu keinem Menschen und man fing an — du weißt, wie es zu gehen pflegt — mit allerlei seltsamen Erzählungen von ihm sich herum zu tragen.

Das kümmerte mich wenig, mir wollte aber doch nicht an ihm gefallen, daß er sich, wie ich hörte, wie ein lichtscheuer Vogel vor jedem verbarg, den etwa der Zufall ihm in den Weg führte. Ich glaubte es zwar anfänglich nicht so recht, am Ende überzeugte ich mich aber selbst davon, denn wie ich ihm einmal begegnete, wich er mir aus, als wär' ich ein Basilisk. Das hätte er nun gern thun können, obgleich, wie ich einmal glaube, solche Menschen, die so absichtlich ihres gleichen fliehen, nicht zu den besten gehören, hätte er nur es auch so mit Rosamunden gemacht, aber siehst du Bruder, das ist es eben, was meinen Verdacht gegen sein Herz so erhöht. Es war natürlich, daß von ihm bei uns gesprochen wurde; ich hätte seiner wohl kaum erwähnt, denn welch Interesse konnte am Ende sein Herziehen, sein Bauen und Anordnen für mich haben, da sein Benehmen gegen alle, die sich ihm nähern mußten, so sichtlich zeigte, er wolle von keinem etwas wissen — aber Sabina, nun du kennst sie ja mein braves Weib, wie sie ist, die

konnte es denn freilich nicht unterlassen, seiner gar oft und viel zu gedenken, und Rosamunde mußte aufmerksam werden, sie mochte wollen oder nicht. Da dehnt denn das Mädchen eines Tages ihren Spatziergang ein wenig weiter aus, wie sonst, um von fern wenigstens die mannichfachen Anlagen, die der Fremde hat machen lassen, in Augenschein zu nehmen. Am Rande des Hölzchens stehend, bemerkt sie in einiger Entfernung eine Inschrift, die Neugier treibt sie hin, sie ließt: „den Manen meines Glücks" und das Interesse für den Unbekannten steigt bei ihr. Mit dem Gedanken an ihn und mit dem: es wird dich ja doch niemand sogleich bemerken, geht sie noch weiter und ehe sie sich es versieht, steht er vor ihr. Es läßt sich denken, daß sie erschrack, sein artiges, obwohl einsylbiges Wesen beruhigt sie aber; sie eilt nach Hause zu kommen, will es uns erzählen, was ihr begegnet, da fängt die Mutter sogleich wieder eine jener abentheuerlichen Geschichten an zu berichten, die über ihn unter den Leuten in Umlauf sind

und die, wie fast immer bei solchen der Fall ist, seinen Charakter eben nicht in das günstigste Licht setzt und Rosamunde schweigt, denn sie wollte ja eben sein Lob übernehmen, freilich eben so ohne Grund, wie der Mutter Tadel.

Bruder Jacob, du kennst das Menschenherz zu gut, als daß ich dir erst schreiben dürfte, wie gerade die von allen Seiten ertönenden seltsamen Vermuthungen, die doch so offenbar weiter nichts als Vermuthungen und dabei häufig so lieblos waren, den entgegengesetzten Eindruck bei Rosamunden hervorbringen mußten; sie hatte ihn ja gesehen und gesprochen, freilich nur in wenigen Worten; sein Benehmen, der Ton seiner Stimme, jene Inschrift, ein anderes, einem Freunde gewidmetes, gleichfalls im Birkenwäldchen von ihm errichtetes, Denkmal zeigten ihr, daß er nicht glücklich war, so glaubte sie wenigstens, weil sie es vermuthete und wie leicht glaubt man, was man vermuthet! genug — ihr Herz, das bis dahin in ruhigem Schlummer lag und außer den Gefühlen der ersten Jugend noch kein anderes kannte,

fing an, eine mitleidsvolle Theilnahme an dem zu nehmen, den sie nicht allein nicht glücklich, sondern auch noch dazu verkannt sah und wie nah der Schritt von diesem Gefühl zu einem wärmeren ist, ist dir und mir und allen wohlbekannt.

Von dem allen wußte und erfuhr ich aber nichts. Sabina wollte zwar eine Veränderung im Wesen unserer Tochter bemerken, aber was bemerken Frauen nicht alles. — Endlich kam Müller einmal zu uns mit einem Knaben, den er meiner Vorsorge und Unterricht zu übergeben wünschte. Er nannte das Kind den Sohn eines verstorbenen Freundes, bei dem er nun Vaterstelle vertrete und seine warme Theilnahme für dasselbe war sichtbar. Ich hatte anfänglich nicht so recht Lust, den Antrag anzunehmen, nicht des Knaben, der schien mir gleich ein liebes Kind zu seyn, wohl aber Müllers wegen, doch, da ich im Verlauf des Gesprächs ihn nicht ganz als den fand, wie er mir war geschildert worden, d. h. als einen Menschenhasser, so entschloß ich mich dazu

und unsere Hausgenossenschaft wurde um einen vermehrt. Mit Müller entstand deswegen aber kein näherer Umgang. Selten nur kam er, nach den Knaben zu sehen und auch dann verweilte er nie lange bei uns. Zwischen ihm und Rosamunden aber spann sich die Bekanntschaft fort und ehe noch vielleicht sie selbst es wußte, war ihr Herz an ihn verloren. So muß ich wenigstens glauben, denn so nur ist mir ihre jetzige Stimmung erklärlich.

Müller ist seit kurzem verreist, weit, wie er sagte, als er das letztemal bei uns war und auf unbestimmte, vielleicht sehr lange Zeit, setzte er hinzu. Rosamunde ist seitdem gar nicht mehr dieselbe. Traurig und in sich verschlossen geht sie umher, aber weder ihrer Mutter noch mir eröffnet sie die Quelle ihrer Betrübniß, so wie sie denn überhaupt, seitdem sie Müller kennen lernte, die Offenheit, jenes kindliche, zarte Vertrauen verloren zu haben scheint, welches sonst so innig unsere Herzen gegenseitig umschlang. — Sabina hat

mehrmal in sie dringen wollen, um den eigentlichen Grund ihrer Betrübniß zu erfahren, ich habe es ihr aber streng untersagt, denn sage selbst Bruder, muß nicht das Vertrauen ein freiwilliges seyn, wenn es überhaupt Vertrauen seyn soll? Was sie aber abhält, sich uns zu entdecken, weiß ich nicht, so viel aber ist gewiß, daß es nichts ist, dessen sie sich zu schämen hätte. Was ich vermuthe, ist: sie liebt ohne Erwiederung, glaubt dieß vielleicht nur, verschließt deswegen ihren Schmerz, will ihn unterdrücken und kann es doch nicht. — O, wärst du doch hier, Jacob, vielleicht öffnete sich dir ihr Herz eher noch wie uns, denn ich finde es gar wohl begreiflich, daß die Tochter mehr noch dem Vater und der Mutter wie dir, der ihr mehr als Freund, denn als eigentlicher Angehöriger immer erschienen ist, etwas zu verbergen strebt, womit sie vielleicht uns zu beunruhigen fürchtet oder gar unsern Unwillen zu erregen glaubt. Kannst du daher abkommen, so eile zu uns, von dir erhalten wir vielleicht am ersten Auf-

schluß über das, was uns störend jetzt betrübt, theils über die eigentliche Lage von Rosamundens Herz, theils über den Mann, der, wie ich fürchte, auf ihr ganzes Leben Einfluß gehabt haben wird, denn, liebt sie ihn und kann oder darf — mich befällt immer eine traurige Ahnung bei diesem Gedanken — er diese Liebe nicht erwiedern, dann Wehe meinem armen Kinde! Ein Herz wie das ihre liebt einmal und endet mit seinem Gefühl, so wie die Blume einmal blüht und dann vergeht. —

Theodor von Feldmann an seinen Freund in H . . .

Viel Wunderbares ist mit mir vorgegangen, seit ich meinen letzten ausführlichen Bericht an dich abgehen ließ. Kannst du es wohl glauben, daß dein Freund, trotz einem ehrenfesten Palladio der weltberühmten Tafel-

runde, dermalen auf einem Kreuz= und Quer=zug begriffen ist, der nichts weniger zum Zweck hat, als die Auffindung eines Mädchens, deren Namen ich übrigens nicht weiß und die von mir gesehen zu werden nur einmal, ja Freund, nur einmal das Glück hatte. Du wirst vermuthlich glauben, ich scherze, doch nein Lieber, das thue ich leider! nicht; es ist Ernst, recht mein völliger Ernst und wenn gleich mein Vater und so ziemlich alle meine Bekannte, als sie meinen Entschluß erfuhren, am Ende du auch mit — mich für ein wenig närrisch geworden hielten, so konnte ich mir doch nicht helfen und denke: es ist besser bei fröhlichem Herzen ein wenig närrisch, wie es so die Menschen zu nennen belieben, wenn man nicht gerade thut, wie sie thun — als ganz ungeheuer verständig und dabei trübseligen Gemüths zu seyn. Und fröhlich bin ich dir, ja Lieber, das kann ich dich versichern, jetzt, wie ich es nie war, ob schon mein Inneres eine gewaltige Revolution erlitten und ich verliebt worden bin wie — wie, nun wie

Werther oder Siegwart, nur auf eine andere Manier.

Du wirst aber wissen wollen, wie dieß alles so schnell gekommen und so will ich dir es denn fein klar und deutlich auseinander setzen, damit du selbst urtheilen mögest, in wie weit es mit den Vermuthungen über mich, seine Richtigkeit hat.

Mit meinem Freunde Jacob, den ich dir in meinem Bericht geschildert habe und der zu großer Freude und Erquickung meines alten Vaters, sich entschlossen hatte, längere Zeit bei uns zu bleiben — mit diesem mache ich vor einigen Wochen einen Ausflug über den See, um einen Bekannten zu besuchen. Auf dem Rückweg schien es Anfangs, als wenn das uns übersetzende Fahrzeug nur mit uns allein befrachtet seyn sollte, endlich, ganz zuletzt, fast in dem Augenblick, da wir vom Lande stießen, kam noch ein Herr und ein Frauenzimmer an, um die Ueberfahrt mit zu machen. Er, ein Mann wohl nahe an funfzig, von ernstem, fast düsterem Ansehen, sie,

lieber Freund, wär' ich ein Raphael oder Tizian, so wollte ich sie dir wohl malen, aber so — — denke dir, doch nein! fühle, das ist besser, wie dir seyn würde, wenn vor deinen Blicken die junge, schaumgeborene Göttin auf Ida plötzlich aufstieg und ihr schönes, offnes Auge einen Augenblick auf dir weilte; denke dir dieß und du siehst sie, wie ich sie sah, da sie den langen Schleier zurückschlug!

Sie hatten sich beide, Vater und Tochter nehmlich, denn daß sie nicht seine Tochter, sondern seine Gattin, seine Geliebte seyn könnte, ist nicht möglich, darf nicht möglich seyn, ich würde sonst rasend werden — sie hatten sich beide etwas entfernt von uns im Schiffe niedergelassen und während das Mädchen die Wellen zu zählen schien und manchmal, so kam es mir vor, einen tiefdunklen, fast trüben Blick auf die mehr und mehr zurückweichenden Ufer warf, stand der Mann ernst und in sich versunken da und ließ theilnamlos die herrliche Natur an sich vorüberziehen.

Ich bemerkte, daß Jacob gleich bei dem

Eintritt ins Schiff den Mann scharf ins Auge faßte; diesem schien dieß nicht angenehm zu seyn, wie deutlich aus seinen kurzen, eintönigen Antworten auf einige an ihn gerichtete Reden hervorging und aus seinem Wegwenden von uns. Besser wie mit ihm, gelang es mir mit dem Mädchen. Nach langem Hin = und Hersinnen, denn es ist wahrlich nicht so leicht, als man denkt, ein Paar solchen Augen und überhaupt einer solchen Gestalt gegen über, eine leidliche Anrede zu ersinnen und — auch vorzubringen — nach langem Hin= und Hersinnen also hatte ich doch den Muth, mit einem Gespräch mich an sie zu wenden und als nur erst die ersten Worte gewechselt waren, o Freund! da ging es mit einer Leichtigkeit sonder gleichen. Bruder Jacob sagte mir lächelnd nachher, er habe geglaubt, zwei Frauenzimmer redeten zusammen, oder noch mehr, zwei Franzosen, denn bekanntlich übertreffen diese uns ernste Deutsche um gar vieles in der Kunst, die man so gewöhnlich Unterhaltung nennt, die aber eigentlich in nichts

anderm besteht, als darin, über alltägliche Dinge viel Worte zu machen und zu wechseln. Du wirst vielleicht lächelnd bemerken, daß ich mit dieser Bemerkung meiner Unterhaltung mit dem holden Wesen eben kein Kompliment mache, aber das will ich auch nicht, denn weiß ich gleich nicht mehr, was und worüber ich mit ihr sprach, so wollte ich doch darauf wetten, daß es eben nichts außergewöhnliches war, denn wie hätte ich in dem Augenblick Zeit und Besinnung genug dazu gehabt. Ich war zufrieden, daß mir antwortend ihre Silberstimme tönte, zufrieden, daß ich meine Worte an sie richten durfte, was sie sagte, was ich sagte, das mag der Götterknabe wissen, der seine Macht mir empfinden zu lassen, diesen Moment sich wählte. Dem alten Herrn schien diese Gesprächigkeit von uns beiden eben nicht sonderlich zu behagen; mir entging nicht, daß er einigemal fast mißbilligend auf den Engel sah, der Engel aber, Dank sey ihm dafür, kehrte sich nicht daran, sondern fuhr fort mit seinen Flötentönen — denn Freund, das wa-

ren die Klänge ihrer Worte — mein Ohr zu entzücken. O, wär' der Bodensee das atlantische Meer, dachte ich in meinem Sinn und steuertet ihr doch so wie jetzt zu den entferntesten Küsten! Leider aber waren die Küsten nichts weniger als entfernt und mit Schmerz sah ich im Voraus, daß an ihnen mir dießmal nur ein unangenehmes Trennen bevorstand.

Ich hätte viel darum gegeben, Stand, Namen, Woher und Wohin der freundlichen Erscheinung zu wissen, aber sonderbar! ich traute mich nicht darnach zu fragen und als das Schiff ans Land legte und die Liebliche ausstieg, um — denke dir meinen Verdruß! sogleich mit ihrem grämlichen Begleiter wieder in einen schon am Gasthause auf sie wartenden Wagen zu steigen, da war der Vorname Ida, alles, was ich von ihr wußte.

Auf dem Wege, von dem Platz an, wo unsere Gesellschaft sich von uns getrennt hatte, bis nach uns zu Hause, würde ich gewiß eine höchst stumme Rolle gespielt haben, hätte Jacob nicht verstanden, meine Zunge zu lösen.

„Ich will wetten, fing er an, ich habe den Mann schon irgendwo gesehen.“

„Das ist möglich,“ entgegnete ich und dachte wieder an das Mädchen.

„Er muß ein Deutscher seyn, obgleich er sich Mühe gab, durch Betonung der Worte für einen Ausländer zu erscheinen.“

„Sie war eine Italienerin, das hörte ich an ihrem Accent.“

„Der Mann schien kein ganz reines Gewissen zu haben.“

„O sie hat gewiß die Seele eines Engels; sie ist so gut, so liebenswürdig, so sanft“ —

„So schön, so artig, so beredt, fiel spottend Jacob mir hier ins Wort, und das alles haben Sie in kaum einer halben Stunde bemerkt.“

Ich wär' gern böse gewesen, aber der alte Mann sah bei dieser Ironie so gutmüthig aus, daß ich ihm unmöglich zürnen konnte und über mich selbst zu lächeln begann, daß ich Eigenschaften an einem Mädchen entdeckt hatte in wenig Minuten Zusammenseyn, über

deren Vorhandenseyn, wie billig, erst die Zeit entscheiden kann.

Du kannst denken Freund, daß bei unserer Zuhausekunft von uns beiden unserer Reisegesellschafter gedacht wurde, mit dem Unterschiede nur, daß Jacob einzig den Mann, ich das Mädchen in Berücksichtigung nahm und mir dadurch, wie natürlich, manche Scherzrede zuzog. Jacob blieb dabei, er müsse den Unbekannten irgendwo schon gesehen haben und zwar in bedeutender Beziehung und je mehr er darüber grübelte und auf sein ungetreues Gedächtniß schalt, je fester ward ihm sein Glaube. Was mich anbelangt, so muß ich dir nur gestehen, war ich einige Tage lang mir selbst gewissermaßen ein Räthsel geworden. Nirgends litt es mich mehr und ein treffendes Bild der Ruhelosigkeit gab mein Thun und Treiben in dieser Zeit. Zwar suchte ich mich bestmöglichst zu zerstreuen und aufzuheitern, denn ich war so gar trübselig gestimmt geworden, blos darum, weil ich da noch nicht recht wußte, was mir eigentlich fehle — aber

es wollte nicht gelingen und ich zweifle keineswegs, ich würde auf so gutem Wege bald ein Mitglied jener großen Menge sentimentaler Schwärmer geworden seyn, die sich langsam verzehren aus Ursachen, die ihnen oft selbst nicht so recht klar sind — hätte der Zufall mir nicht helfend seine Hand gereicht und die Binde meinen Augen entnommen, die mir der Wahrheit Land verbarg.

Einige Tage, nachdem ich mich so brütend umhergetrieben hatte, immer denkend an die liebliche Erscheinung Idas und doch nicht mit mir einig, wie ich es anzufangen hätte, um jemals sie wieder zu sehen, fiel mir plötzlich ein — ich zweifle keineswegs, mein Schutzgeist flüsterte den Gedanken mir zu — nach dem Ort zu reiten, wo wir landeten, um da einige Nachrichten über unsere Schiffsgefährten wo möglich zu erhalten, oder wenn dieß nichts wäre, mich in Fussach — den Ort, wo sie mit uns zusammentrafen — nach ihnen zu erkundigen.

Wie Göthe singt:

„Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war gethan, fast eh' gedacht.“

so that ich, und ohne einem im Hause ein Wort zu sagen, machte ich mich dorthin auf. Anfänglich wollte es mir nicht so recht mit meinen Nachforschungen glücken. Der Wagen, der sie weiter gebracht hatte, war nicht aus dem Ort und niemand wußte überhaupt, welche von den verschiedenen Straßen sie eingeschlagen hatten. Meine Ungeduld stieg durch dieses Mißglücken meiner ersten Nachforschungen merklich; ich zog über den See nach Fussach recht innerlich verstimmt, ach Freund! in einer ganz andern Gemüthslage, wie ich neulich ihn befahren hatte. In Fussach fing mir aber denn doch an einiges Licht aufzugehen. Sie waren daselbst mit dem Mailänder Bothen angekommen, hatten einige Tage, bis ein Brief aus Deutschland für sie anlangte, dort verweilt und waren dann erst weiter gereist, wahrscheinlich in die Maingegenden, denn von daher, meinte der Mann, der mir dieß

alles berichtete, wäre jener Brief gekommen. Du kannst denken, daß ich nicht unterließ, nach den Namen beider zu forschen, damit wollte es mir aber nicht so gelingen, wie mit der Nachricht über das Woher und Wohin. Der Mann hatte freilich die Addresse des Briefes gelesen, aber — sie sey französisch gewesen, meinte er, und der Name habe so fremd geklungen, daß er sich nie erinnere, einen ähnlichen gehört zu haben. Reich könnten die Leute, setzte er hinzu, übrigens wohl nicht gewesen seyn, denn sie hätten sehr eingeschränkt gelebt, auch nur wenig Sachen mit sich geführt, aber vornehm wären sie gewiß, denn der Herr habe sehr stolz gethan und fast mit keinem Menschen gesprochen, auch einigemal dem schönen Mädchen gezürnt, wenn sie so freundlich und zuthunlich gegen die Kinder im Dorfe gewesen sey.

Was mir außer der, obgleich nur unbestimmten Nachricht über den Weg, den sie genommen hatten, am angenehmsten war, war zu hören, daß Ida, was ich denn doch einige=

mal zu fürchten angefangen hatte, weder des finstern Mannes Gattin, noch auch Tochter sey, sondern nach einigen gegen die Wirthin des Hauses fallen gelassenen Reden des Mädchens, nur eine Verwandte von ihm wäre, die, der Eltern beraubt, von ihm erzogen worden sey.

Froh wie ein König — wenn anders diese besonders froh sind, was ich manchmal fast bezweifle — machte ich mich nun wieder auf den Heimweg und baute Schlösser, so groß! ach lieber Bruder! ich kann dir gar nicht beschreiben, welch schöne Bilder mich in lieblichen wachen Träumen umgaukelten. Mir war, als säße ich wieder mit ihr im Schiff, als trügen uns beide wieder die schaukelnden Fluthen, wie damals und wenn ich so in die Tiefe des Wasserspiegels unter mir sah, da glaubte ich einigemal, aus dem dunklen Grunde lächle mir ihr Bild herauf. — Spotte ja nicht Lieber, über diesen Anflug von Schwärmerey; es sey damit wie ihm wolle, mag immer über die wehmüthigsüßen Träume eines

bewegten Herzens die verständige, nüchterne Welt lachen; es ist doch immer Poesie ein solches Träumen und das Schöne blüht ja doch nur in dem Reich derselben. — Daß ich mir übrigens das Zimmer in Fussach hatte zeigen lassen, wo sie die Paar Tage gewohnt hatte, daß ich mich in demselben mit der Sorgfalt eines Visitators nach irgend einem Nachlaß von ihr umgesehen, aber — nichts entdeckt hatte, daß ich ferner mich im Schiff genau auf die mir gar wohl im Gedächtniß gebliebene Stelle setzte, wo sie saß, das alles werde ich dir kaum zu erinnern brauchen; es ist dieß so natürlich, daß billig ich mich über mich selbst wundern würde, wenn ich es hätte unterlassen können.

Mein Wegseyn war zu Hause niemand aufgefallen. Der Fall trat öfter ein, daß ich auf ein oder mehrere Tage kleine Excursionen in der Gegend zu Bekannten umher machte, ohne davon eben vorher zu sprechen und so würde so leicht niemand auf die Ursach meiner dießmaligen Streiferey verfallen seyn, hätte

ich nicht selbst mich verrathen. Als ich nehmlich zurückgekehrt war und des Abends in unserm häuslichen Familienkreis mich befand, ziemlich untheilnehmend an dem gerade obwaltenden Gespräch, wandte sich plötzlich Bruder Jacob zu mir und sprach:

„Nun weiß ich auch lieber Theodor, wer der Fremde war, mit dem wir neulich in Gesellschaft von Fussach überfuhren.“

Du kannst denken, daß ich mächtig aufhorchte und begierig nach dem so lang gewünschten Namen forschte.

„Den, sprach Jacob weiter, kann ich freilich nicht sagen, denn ich habe ihn selbst nie erfahren, doch daß der Mann derselbe ist, der in der Begebenheit der Marchese von Mont-Castello damals so geheimnißvoll und zauberisch auftrat, ist mir bei fernerem Nachsinnen klar geworden.“

„Jener! rief ich aus, der nach Ihrer Erzählung damals bei der Verlobungsfeier“ —

„Ganz recht, derselbe und der später in Livorno als grauer Ritter“ — —

Ich ließ ihn hier nicht weiter reden, sondern fing nun auch meinerseits an zu berichten, wo ich gewesen und was ich über beide Reisende erfahren hatte.

Jacob sah meinen Vater und Tante Elfrieden lächelnd an und ich bemerkte, wie die beiden Männer über das Feuer, mit dem ich sprach, ihre stillen Glossen machten. Tante Elfriede schien in diesem Augenblick einmal wieder nicht so recht zufrieden mit mir zu seyn.

Ein Paar Tage trug ich mich noch so mit allerlei Plänen beschäftigt umher, dann, als ich mit mir völlig ins Klare gekommen war, ging ich eines Morgens in die Frühversammlung, d. h. in den Garten, wo mein Vater, die Tante und Bruder Jacob ihre Morgenstunden zuzubringen pflegen und wo denn gemeiniglich alles das in Ueberlegung gezogen wird, was etwa den Tag über zu beginnen ist — aus dieser Ursach hat auch der alte Johann Zutritt und Stimme bei dieser Versammlung durch ausdrückliche Bewilligung Elfriedens — und überraschte, wenigstens die

Tante, durch meine Erklärung, wie ich gesonnen sey, eine Reise auf unbestimmte Zeit zu unternehmen.

Die höchst natürliche Frage: wohin ich denn meinen Staab zu setzen gedächte, brachte mich, ich muß es gestehen, nicht wenig in Verlegenheit, ob gleich ich sie hätte vorhersehen können und müssen. Ich weiß nicht wie geschickt oder ungeschickt ich mich würde mit einer Antwort herausgezogen haben, da ich doch nicht gern so gerade heraus sagen mogte, welcher Zweck mir eigentlich vorschwebe, hätte nicht Bruder Jacob — ich habe ihn dafür wo möglich noch lieber gewonnen — sich meiner angenommen. Ohne mich ganz zu Ende kommen zu lassen mit meinem Gemengsel von Worten, in denen ich, wahrscheinlich übel genug, einen fingirten Plan zu Besuchung von allerlei merkwürdigen Gegenden aussprach, meinte er, mir in's Wort fallend: wie sich ja dadurch, daß ich fast denselben Strich zu bereisen gedächte, den jener doch so räthselhafte Mann genommen habe, eine

herrliche Gelegenheit biete, vielleicht endlich einmal etwas näheres über ihn zu erfahren, woran ihm doch recht viel gelegen sey, theils um den eigentlichen Grund seines geheimnißvollen Benehmens bei jener in Italien vorgefallenen Begebenheit zu ergründen, theils aber auch den zu wissen, warum der Mann, der doch offenbar ein Deutscher sey — wie eben damals sich ihm, d. h. Jacob, vergewissert habe, jetzt in Deutschland die Rolle eines Ausländers spiele.

Ich weiß nicht, ob es dem guten Jacob mit diesem allen so recht Ernst war; fast zweifle ich daran, denn, sage selbst, würde er, wenn er wirklich jenen für ein so zweideutig Wesen hielt, als jetzt er sich den Schein gab, mir behülflich gewesen seyn, dieses Mannes Verwandte, die doch Ida seyn sollte, wieder zu sehen? und daß ich diese nur aufsuchen wollte, mußte ihm ja klar seyn — doch — sey dem wie ihm wolle, er half mir aus einer augenblicklichen Verlegenheit und als Tante Elfriede mit mancherlei Einwendungen gegen

mein Vorhaben anrückte, da wußte er besser, wie ich selbst je gekonnt, sie alle zu widerlegen und am Ende die alte Frau meinem Unternehmen fast geneigt zu machen, welches um so mehr sagen will, da Elfriede von je an eine Art Widerwillen gegen alles Reisen gehabt hat und mit großer Innigkeit an dem bekannten Sprichwort: „bleibe im Lande u. s. w." hängt, welches sie auch redlich gehalten hat und oft genug ausspricht.

Mein Vater sagte mir nur, wie ich mich mit ihm allein befand: „ich sehe wohl was dich treibt, will dich nicht halten und hoffe zu deinem Verstande, du wirst keine abgeschmackten Streiche begehen." Damit war ich von ihm beurlaubt und machte nun alle mögliche Anstalt, um bereits mit nächstem Morgen abzugehen.

„Folgen Sie mir auf mein Zimmer, sprach Jacob am Abend zu mir, ich habe noch einiges mit Ihnen zu verhandeln."

Als ich zu ihm kam, übergab er mir einige Briefe an Bekannte von sich in verschiedenen

Orten, die ich auf meinem Zuge vielleicht zu berühren hatte, denn, sagte er lächelnd dabei: wer weiß, ob Sie nicht bei Ihrer Irrfahrt Empfehlungsbriefe an rechtliche Leute brauchen; es kommen manchmal Lagen im Leben, besonders auf Reisen, wo einem ein Mann, der für den Moment Freundesstelle vertritt, sehr willkommen ist und gerade Sie, lieber Theodor, dürften dieß jetzt am ersten brauchen, da Sie, wenn Sie sonst so glücklich sind, die Holde wieder zu finden, der Sie nachziehen wollen, mit einem Mann zu thun bekommen können, den ich nicht für den umgänglichsten halte und dem gar leicht Ihr Bemühen um Ida nichts weniger als angenehm seyn kann; denn ich müßte mich sehr trügen, so hat es mit dem Schicksal dieses Mädchens eine eigene Bewandniß und ich fürchte ihr Begleiter ist mehr ihr Unterdrücker als ihr Beschützer.“

Auf mein in ihm Dringen, mir mehreres doch mitzutheilen von dem was er über mir so interessante Personen etwa wisse, entgeg=

nete er nur: „Näheres weiß ich selbst nicht, was ich vermuthe; sind Vermuthungen und weiter nichts, die aber darum vielleicht einigen Grund haben, weil sie auf einige Lebenserfahrung und Menschenkenntniß gebaut sind. Jener Mann — Ida's Begleiter — ist mit Bestimmtheit der in die Begebenheit zu Mont-Castello so seltsam eingreifende Fremde; er ist entweder mit seinem geheimnißvollen Treiben selbst ein Betrogener, vielleicht das Werkzeug irgend einer geheimen Corporation, die, der Himmel mag wissen welchem Zwecke dient oder doch zu dienen glaubt, oder — ein Betrüger, d. h. hier mit andern Worten fast, ein Charlatan, der darauf ausgeht, eine vulgäre Existenz durch den geheimnißvollen die Menge immer anziehenden und blendenden Schleier der Mystik zu sichern; in diesem Fall also, das im einzelnen und für sich handelnd, was er im andern in Verbindung mit mehreren und für diese wirkend ist. Das Mädchen aber betreffend, so glaube ich — — doch, lassen wir das — — daß sie gut und brav

und überhaupt wohl die kleine Unruhe werth ist, die sie Ihnen erregt hat, denn den Adelsbrief der Seele, Unschuld und Reinheit des Herzens, trug sie sichtbar in ihren klaren Augen und diesen Paß, mag man sagen, was man will, macht das Laster und die Verderbtheit selten, vielleicht nie nach, wenn man ihn nur recht betrachtet und — aus eigener Erfah ung kennt.

Ich hätte den alten Mann für diese Bemerkung über Ida um den Hals fallen mögen, so war sie aus meinem Herzen gesprochen. Nach einem Weilchen fuhr er fort: Die Bitte, wenn Ihr Weg, der, wie ich nicht zweifle, ziemlich in die kreuz und queer gehen wird, sie meiner Heimath nähert, diese nicht so vorüberzuziehen, werde ich wohl nicht erst dem Sohne meines Freundes, der dasselbe mir ja auch ist, anempfehlen dürfen; Sie werden mich dann dort und noch einige andere Menschen da treffen, die, wenn auch nicht ausgezeichnet durch große Eigenschaften, es doch durch ihre Herzen sind, denn sie sind sehr

gut und das ist in einer Welt wie die unsere immer schon anerkennungswerth.

So schieden wir denn von einander und ich trat am folgenden Tage bestmöglichst ausgerüstet auf jede in meiner Angehörigen Macht stehende Art, meine Wanderung an.

Du wirst fragen Freund, was ich eigentlich damit beabsichtigte, ein Mädchen aufzusuchen, die ich nicht kenne, von der ich doch eigentlich nichts weiß, als daß ihre Außenseite die eines Engels ist, aber Freund, das sind Dinge, die ich mir selbst noch nicht recht beantwortet habe und die auch jetzt ruhen mögen. Habe ich sie nur erst aufgefunden, dann wird sich auch dieß zeigen, daß ich sie aber finden muß, das fühle ich ist nothwendig, wenn anders je noch wieder Ruh' und Stetigkeit in mein Leben kommen soll. — Bis jetzt — es sind vierzehn Tage vergangen, seit ich meine Reise antrat — hat mir das Glück noch nicht so wohl gewollt, eine Spur ihres Aufenthaltes zu entdecken und gerade hier an diesem Ort, von dem ich dir jetzt schreibe, ist

der Faden, an den ich bisher meine Nachforschungen fortsetzte, mir gerissen, denn bis hierher sind sie gekommen, das weiß ich, wo sie aber von hier aus Erde genommen haben, das mögen die Götter errathen, mir ist es unmöglich und ich gestehe dir, ich sitze hier über diese Unmöglichkeit nicht wenig ergrimmt. Es ist nun das drittemal, daß ich jetzt in dieß kleine Nest, welches gewißermaßen mein Standquartier werden zu wollen scheint, in das ich immer zurückkehre, wenn ein Ausflug keine Früchte mir getragen hat — wieder angelangt bin, denn hier kann ich doch wenigstens sagen: „hier waren sie," aber lange darf dieß nicht mehr dauern oder meine mühsam nur zurückgehaltene Ungeduld erwacht, und ich reise von Dorf zu Dorf pilgernd, wie ehedem die frommen bettelnden Mönche und noch die oft nicht frommen Menschen, die dasselbe thun, wie jene, nur daß sie keine Mönche sind, durch's ganze deutsche Reich oder eigentlicher gesagt, durch die Länder und Ländchen deutscher Zunge, die ehedem ein deutsches Reich

bildeten, auf völliges Gerathewohl so lange umher, bis ich doch ihren Aufenthalt, der hoffentlich kein unsichtbares Feenschloß seyn wird, aufgefunden habe; dann aber, wenn dieß geschehen, oder vorher vielleicht noch, wenn Zeit und Gelegenheit es giebt, erfährst du wieder etwas von deinem Freunde, der eben auf Veranlassung einer neuen Erkundigung wieder im Begriff ist aufzubrechen, um seinen Ritterzug von neuem zu beginnen, welcher dann — vereine deine Wünsche mit den seinen — besser ausfallen mag, als die bisherigen.

Bald nach Theodors Abreise aus dem väterlichen Hause, bewirkt durch die im Vorstehenden angeführten Ursachen, verließ auch Jacob denselben Ort und folgte dem dringenden Rufe seines Bruders, um mit eigenen Augen zu sehen, ob denn wirklich in Brandheim eine so große Gefahr für die Herzensruhe seiner geliebten Nichte Rosamunde obwalte, als Franz Reinhard in der Besorgniß seines Vatergefühls ihm gemeldet hatte. Er schrieb darüber an den alten Feldmann, den vieljährigen Freund, den der Leser bereits kennen gelernt hat. „Dacht' ich doch gleich, es würde wieder einmal so seyn, wie ich meinen Bruder kenne. Die Mücke wird bei ihm leicht zum Elephant n und dadu ch eben, wie so oft in der Welt, das Kleine bedeutend; denn, glaube

mir alter Freund, es würde recht viel Unangenehmes weniger vorhanden seyn, wenn die Menschen durch übergroße Schätzung desselben es nicht erst recht fühlbar machten.

Es war in den Abendstunden, als ich in das Haus meines Bruders trat und mein Ankommen zu dieser Zeit mir darum doppelt angenehm, weil, wie ich aus langer Erfahrung wußte, ich dann gerade die ganze Familie beisammen treffen würde und so am leichtesten, gleichsam mit einem Blick, die Stellung aller zu- und gegeneinander übersehen konnte. Dieß ward mir denn dießmal auch nicht schwer gemacht und ehe eine Viertelstunde verging, wußte ich genug, nicht sowohl aus dem Inhalt, als aus dem Ton der Worte, daß die reine Harmonie, die sonst, ein innig zartes Band, die Herzen dieser Menschen umgab, für einen Augenblick, nicht gewichen, wohl aber sich ein wenig getrübt hatte. Ich sage für einen Augenblick, denn lange würde dieß auch ohne Zuthun eines Dritten oder Vierten nicht der Fall bleiben, daß es aber in möglichst größter

Schnelle aufhöre, werde ich mein Bestreben seyn lassen.

Aeußerlich fand ich es bei meinem Eintritt, so wie ich erwartet hatte. Die Familie saß nehmlich in gewohnter Ordnung um den etwas schwerfälligen Tisch herum, die Frauenzimmer mit weiblicher Arbeit beschäftigt, Bruder Franz vorlesend, wobei er die Eigenheit hat, fast jede Seite mit einer Anzahl, sich ihm beim Lesen aufdringender, Noten zu commentiren, die, so gut sie zum Theil auch sind und von seinen hellen und biedern Ansichten zeigen, doch nicht selten störend einwirken, da es ihm sehr oft begegnet, daß er sich durch den Lauf seiner Ideen zu weit vom eigentlichen Faden entfernt und dieser darüber fast verloren geht. Ein munterer Knabe von gewinnendem Aeußern — derselbe, der wie du weißt der Pflege meines Bruders seit kurzem übergeben worden war — befand sich noch gegenwärtig und trieb, da weder seinen Jahren noch seinen Fähigkeiten die Unterhaltung der Aelteren zusagen konnte, sein Spiel mit dem alten schnur-

renden Kater, der, ein erklärter Schützling meiner Schwägerin, seinen Standort gewöhnlich auf einem antiken Großvaterstuhl hat, auf welchem Bruder Franz seine Ruhe zu halten pflegt. Mir gefiel gleich der Knabe, der mir übrigens ein lebhafter, wilder Patron zu seyn schien und einigemal durch seine freudigen Ausrufe, wenn seine Neckereien die sonst grämliche Katze zu einem Sprung oder dergleichen brachten, die ernsten Betrachtungen meines Bruders unterbrach. Ich hatte einige Minuten Gelegenheit, dies vierblätterige Kleeblatt, ohne von ihm bemerkt zu werden, zu betrachten. Durch die nur halb angelehnte Stubenthür war ich ohne alles Geräusch eingetreten, im Hause hatte mich niemand bemerkt und so hörte ich noch den Schlußsatz einer Bemerkung von Bruder Franz, die er eben seinen beiden Zuhörerinnen vortrug, über die Abschaffung des Negerhandels, welche Bemerkung, wie ich nachher erfuhr, bei ihm aufgestiegen war, indem er ein Kapitel aus den Wahlverwandschaften las, das ihn vermuth-

lich von der geheimen geistigen und Seelenverwandschaft Einzelner auf die allgemeine des ganzen Menschengeschlechts geführt hatte, eine Idee, die recht sein Liebling war, wie sie, richtig genommen, es von Allen seyn sollte. Durch ein kleines Geräusch gab ich endlich mein Daseyn kund und ich darf dir wohl gestehen, alter Freund, mein Auge feuchtete sich einmal wieder in inniger, wohlthuender Rührung und Freude, wie so alle mich umschlossen und ich so deutlich fühlte: „diese Herzen schlagen dir.“ Giebt es ein schöneres Gefühl als dieses noch? Nein, gewiß nicht! Es ist das ruhig klare und reine und mir kommt dann immer ein Herz, das dieses empfindet, vor, wie die hellen Fluthen des Meeres, in denen sich ein reiner Himmel, das Bild ewiger Liebe, spiegelt. —

Der Abend verstrich unter Erzählungen und Mittheilungen und ich hütete mich wohl, eine vielleicht dissonirend anklingende Saite zu berühren, nahm mir aber gleich vor, am an=

dern Morgen mein Nichtchen ein wenig in's Gebet zu nehmen.

Ich stand früh auf und verfügte mich in das Gärtchen hinter dem Hause. Da kommt sie gewiß hin, dachte ich, sie hat ja ihre Blumen und ihre Pfleglinge, die Tauben, zu warten. Als ich mich aber umsah, war sie mir schon zuvorgekommen und indem sie sich das Ansehen einer emsigen Beschäftigung gab, bemerkte ich doch, daß sie eigentlich gleichfalls diese Stunde abgepaßt hatte, um mich am füglichsten allein zu sprechen, denn es war ihr ja auch wohl bekannt, daß ich meine Morgenzeit da zuzubringen pflege.

Eines wahrhaft unschuldigen Mädchens Herz, bei dem die Unschuld nicht allein physisch, sondern auch moralisch noch in ihrer Reinheit thront — ist nicht schwer zu ergründen, es ist ein klarer Krystall, der sein geheimstes Innere durchblicken läßt, ohne es zu wollen, noch zu wissen und um den erst sich die verhüllenden, siebenfachen Flöre winden, wenn er selbst seinen ursprünglichen Glanz zu

verlieren angefangen hat. Bei Rosamunden war es nicht also. Was ihre Brust bewegte, zeigte sich mir, ehe sie noch aufgefordert durch das eigene Herz und nur ermuthigt durch mein einleitendes Zuvorkommen, mir zu erzählen begann, wie und wo sie den Mann habe kennen lernen, von dem, wie sie mit recht betrübter Miene hinzusetzte, die Menschen so viel Ungereimtes erzählten, was doch gewiß nicht wahr wäre.

Ich hätte gewünscht, Feldmann, du hättest das Mädchen gesehen, als ich äußerte: wie doch an dem Gerede der Leute wohl mitunter etwas sey und wie, wenn die Menge auch gar häufig leeres Stroh dresche, nicht gar zu selten sich auch ein Körnlein Wahrheit unter der Spreu vorfände, welches große Beachtung verdiene. Sie wurde ordentlich böse und es fehlte nicht viel, so warf sie mich in ihrem Eifer mit zu der Menge, die nur an Anderer Leumund sich reibt.

Daß mein Nichtchen verliebt ist und zwar recht sehr, würde mir hierbei klar geworden seyn,

wenn ich es auch noch nicht gewußt hätte, nun wollte ich denn aber doch auch gerne den Mann kennen lernen, dem es gelungen war, ihr Herzchen zu rühren und da schlug ich denn freilich, ich muß es schon bekennen, eben nicht den sichersten Weg dazu ein; denn da er verreist und wie ich hörte, auf längere Zeit verreist war, ich ihn also für jetzt wenigstens nicht durch eigene Anschauung mir bekannt machen konnte, so leitete ich Rosamunden darauf hin, mir eine Schilderung von ihm, von seinem Leben, Betragen, Handeln u. s. w. zu machen. Du wirst lachen, Feldmann, daß ich, der alte Mann, der mitunter auf seine Menschen- und Herzenskenntniß sich etwas zu gute thut, daß ich bei einem jungen Mädchen, die noch dazu verliebt ist bis über die Ohren, mich nach dem Manne erkundige, der ihr Herz in Unruhe brachte, einzig in der Absicht, um zu erfahren, ob dieser Mann auch ihrer Neigung würdig ist; aber sage selbst, wie sollte ich es wohl anders anfangen, über ihn ins Klare zu kommen, als so? Mein Bruder, meine Schwä-

gerin, alle Andere in Brandheim dazu, waren, das wußte ich, mehr oder weniger gegen ihn eingenommen: Rosamunde ist es für ihn; beides verglichen und berichtigt durch und mit einander, mußte mir am Ende doch wohl eine leidlich richtige Ansicht verschaffen und — ich glaube sie gefunden zu haben. — Er ist so unglücklich und doch so gut, ach! so gut, sagte mit funkelnden Blicken Rosamunde; er ist so verschlossen, so finster, meinte mein Bruder; man weiß nichts von ihm, weder sein Woher, noch Wohin, setzte die Mutter hinzu, wer weiß was hinter ihm steckt. Nun die Leute im Dorfe gar! es fehlt nicht viel, so halten sie ihn für einen Zauberer oder der Himmel weiß sonst für was seltsames und abentheuerliches alles. Du siehst, Feldmann, es ist im Dörfchen Brandheim wie überall in der Welt; so viel Köpfe, so viel Meinungen, jede anders und eine am Ende immer unrichtiger, denn die andere.

In den ersten Tagen meines Hierseyns glaubte ich, mein Bruder habe richtig geschlos-

sen, als er mir schrieb, er fürchte, Rosamunde liebe, aber ohne Erwiederung, denn, ob schon das Mädchen, wenn auch nur in einzelnen, fast wie es scheint, ihr wider Willen entschlüpfenden Worten mit dem unverkennbaren Ton inniger Zärtlichkeit von Müller sprach, so machte doch die nicht selten in manchen Stunden bei ihr eintretende trübe Stimmung, die sie vergebens zu verhehlen strebte, des Bruders Idee mir glaubwürdig, bald aber überzeugte ich mich, daß dies nicht der Beweggrund jenes sie mitunter befallenden Trübsinns war, sondern ein zwar von der Mutter noch nicht ausgesprochenes, der Tochter aber dennoch kund gewordenes Plänchen, welches Sabina sich in aller Stille für das Wohl ihres Kindes, wie sie meinte, gebaut hatte und das in nichts wenigerm bestand, als wo möglich eine Verbindung zwischen Rosamunden und dem Sohn eines benachbarten reichen Pachters zu Stande zu bringen. Bei einem Besuche, den die Eltern dieses holdseligen Jünglings hier bei uns machten, hatte ich Gele=

genheit, Sabinens Project zu durchschauen, und ich muß gestehen, daß bei dem Aerger, den die Idee meiner Schwägerin mir erregte, ich doch auch des Lächelns mich nicht erwehren konnte, als ich das Benehmen des jungen Herrn gegen Rosamunden sah, das aus der möglichst seltsamsten Mischung linkischer Blödigkeit, ungeschickter Freundlichkeit und täppischem Selbstvertrauen bestand.

Der Martin, fing ich am Abend, als wir im Familienkreise versammelt waren, an, scheint mir ein recht lieber Mensch zu seyn. Rosamunde sah von ihrem Strickzeug empor mich mit großen Augen an, gleich als wolle sie fragen: das ist doch wohl dein Ernst nicht. Ich ließ mich dadurch nicht stören, sondern fuhr fort, der guten Eigenschaften des Benannten zu gedenken. Dies war Wasser auf die Mühle meiner Schwägerin. Des Lobens war nun kein Ende nicht von ihrer Seite und die vortreffliche Eigenschaft des Geldes, vielleicht die einzige noch, die an diesem Menschen zu erwähnen ist, kam nicht zuletzt zur Sprache.

Glaube deswegen nicht, Feldmann, daß meine Schwägerin geldsüchtig ist; nein! das ist wahrlich nicht der Fall, aber sie ist — nun — wie viele Weiber und Mütter zu seyn pflegen, d. h. sie strebt darnach, das Glück ihrer Tochter durch eine gute Heirath zu begründen und du weißt ja, daß zu einer sogenannten guten Parthie Vermögen mit als ein Hauptbedingniß gezählt wird, dem leider! nur zu oft nicht allein von Menschen mit vertrocknetem Herzen, sondern auch von bessern, der Vorrang eingeräumt wird über Dinge, die das Erste seyn sollten, wie sie mit das Heiligste im Leben sind.

Am schlechtesten bei dieser Unterhaltung befand sich anfänglich Rosamunde. Sie schien wirklich eine Zeit lang zweifelhaft zu seyn, ob mein Lob nicht etwas anderes als Ironie sey und diese Ungewißheit, die durch eine gewisse Aengstlichkeit sich aussprach, gab in diesem Augenblick dem Mädchen ein noch verstärkteres Interesse in meinen Augen; als aber mein Bruder, der bis dahin fast gar keinen Theil

an dem Gespräch genommen hatte, endlich meinte; er begriffe nicht, wie ich einen so ausgezeichnet geist- und gemüthlosen Menschen, wie diesen, so berücksichtigen könne und ich ihm einen leisen, meine wahren Gedanken andeutenden Wink gab, der Rosamunden nicht entging, da klärte sich auf einmal ihr Gesichtchen auf und die Besorgniß, vielleicht an mir einen Beförderer des Plans von Sabinen zu finden, schwand und machte wohl der Hoffnung Platz, im Gegentheil einen Beistand an mir zu haben. Und daß sie diesen hat und haben soll, wenn es ja nöthig seyn dürfte, darf ich dir wohl nicht erst sagen.

Die Idee, aus dem jungen Mann und Rosamunden ein Pärchen zu machen, scheint mir übrigens bei meiner Schwägerin schon ziemlich fest gewurzelt zu seyn, ob schon sie so eigentlich ausdrücklich sich noch nichts davon merken läßt. Da dürfte es denn, so befürchte ich nicht ohne Grund, zu einigen Reibungen kommen, denn Sabine, so ein braves, vortreffliches Weib sie auch übrigens ist, ist doch auch ein recht ordent-

liches Weib, d. h. schwer zu überzeugen und schwer abzubringen von einmal gefaßten Lieblingswünschen; gegen Müller scheint sie aber eine gewaltige Abneigung zu hegen, darum wohl nur, weil er es ist, der ihre Pläne scheitern macht.

Ueber Müller selbst, so weit ich nehmlich bis jetzt ihn beurtheilen könnte, schreibe heute nichts, sondern dann erst, wenn ich mehr noch dazu, wie bis diesen Augenblick im Stande bin, denn, weiß ich denn etwas anderes über ihn als — Vermuthungen, gegründet auf Berichte, die heiße Zuneigung und fast entgegengesetzte Gefühle, mir geben? darum — für heute nichts über ihn.

Was der Leser aus vorstehendem Berichte des Bruder Jacob an seinen Freund Feldmann, nicht ersieht und was auch Jacob selbst damals noch nicht wissen konnte, werden wir am besten darlegen in der Fortsetzung der zum

Theil bereits oben mitgetheilten Papiere Müllers. Sie schildern den Zustand seines Herzens von dem Augenblick an, da er Rosamunden kennen lernte, oder vielmehr, da er anfing, von neuem sich dem sanftesten und zugleich stürmischten aller Gefühle hinzugeben und geben uns, da Müller den weitern Gang seines Lebens darin niederlegte, Rechenschaft über die Gründe, die ihn bewogen — sich von Rosamunden durch das Vorgeben einer nöthigen Reise zu trennen.

Scheint es doch fast — so schreibt Müller — als habe das Geschick sich vorgenommen, nicht zufrieden Einmal mich die schwere Probe der Beobachtung einer das Herz in seinen geheimsten Tiefen verwundenden Pflicht bestehen zu lassen, noch Einmal mir einen solchen Kampf zu bereiten, vielleicht nur, um zu sehen, ob ich auch diesem noch werde begegnen können; denn an Glück, an wahres, heiteres Glück, das aus des Himmels seligen Kreisen mit leichter Heiterkeit hernieder steigt und wohl ein anderes noch ist, man sage was

man will, als das, welches erst aus mühsamen Reflexionen oft mühsam genug hervorgezogen wird — an jenes heitere, wie die Himmelsflamme leuchtende Glück, glaube ich nun für mich nicht mehr, nun um so weniger, da in der goldnen Jugend mir es nicht erschien — und dennoch hätte ich gerade jetzt so gern daran geglaubt!

Als ich nach Brandheim zog, gedachte ich in meiner stillen Einsamkeit die Welt zu vergessen, wie sie mich vergessen oder eigentlich, wohl nie gekannt hatte; ich glaubte und — hoffte es fast, man würde sich weiter nicht um mich bekümmern, wie ich mich um Keinen bekümmerte, aber Erfahrung hat auch da mich überzeugt, daß es den Menschen nun einmal nicht möglich ist, ihre Nebenmenschen unbeachtet hinleben zu lassen und daß der Erfindungsgeist bei ihnen ersetzen muß, was sie nicht aus wahrer Quelle schöpfen können. Ich lebte still vor mich hin, sah keinen, als wenn ich mußte und da dieß abgesonderte Leben meinen Nachbarn wohl seltsam vorkommen mochte,

so schlossen sie daraus, ich müsse ein böses Gewissen haben. Als wenn der, den sein Gemüth, die Begegnisse seines frühern Seyns, oder selbst nur seine Neigung für Zurückgezogenheit bestimmen, nothwendig ein Bösewicht seyn müsse! — Man fing an, sich mit den seltsamsten Geschichten von mir zu tragen; bald sollte ich dieß Entsetzliche oder Ungereimte begangen haben, bald jenes noch zu begehen willens seyn und als mein Diener — denn ich selbst erfuhr und wußte, wie das immer der Fall zu seyn pflegt, lange nicht das Geringste davon — mir endlich einmal einen Theil der über mich in der Gegend umlaufenden Gerüchte hinterbrachte, erregte es zugleich meinen Aerger und ein Lächeln über die sonderbare Verkehrtheit der Menge bei mir. Ich fing nun an — man ist doch selten Philosoph genug, sich selbst bei dem reinsten Bewustseyn ganz über die öffentliche Meinung wegzusetzen, mich den Leuten ein wenig mehr zu nähern, nicht um vertraulichere Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen, sondern um mich ihnen wo

möglich in einem minder räthselhaften Lichte zu zeigen; aber es gelang mir damit eben nicht sonderlich. Sey es, daß das Vorurtheil gegen mich schon zu tief gewurzelt hatte, wie denn überhaupt das nicht Gute gleich dem Unkraut, am schnellsten sich festsetzt — sey es, daß meine ganze Gemüthsstimmung zu trübe ihnen erschien, genug — man beharrte bei seinem einmal von und über mich gefälltem Urtheil und bei Wenigen nur mochte in etwas es sich klären. Wie weh that mir dieß! Ich schalt mich oft selbst darüber, daß ich so bedeutend Gewicht auf Ansichten von Menschen legte, die mir theils durch den individuellen Standpunkt, auf dem sie zu mir standen, theils durch die völlige Geschiedenheit aller äußern Verhältnisse, die zwischen uns waltete, eigentlich sehr gleichgültig seyn konnten, aber — es half nichts! Der Mensch ist einmal so und ich muß hinzusetzen: es ist gut, daß er so ist. Es schmerzt doch, sich verkannt zu sehen, wenn dieß auch nur von an und für sich ihm Unbedeutenden geschieht.

Wenn ein Wanderer auf einsamen Pfaden

geht und rund um ihn her, so weit sein Auge trägt, ihm nur eine dürre, blüthenleere Haide ist und er stößt dann plötzlich, überraschend, ohne zu suchen, darum aber um so lieblicher, auf eine Blume voll milder Schöne und süßen Duft — dann vergißt er leicht, daß alles Andere so todt und starr war, oder erinnert er sich nur, um desto inniger zu seiner Blüthe sich zu neigen. So wie einem solchen Wanderer ging es mir, als ich Rosamunden fand. Wie mild und sanft und gut erschien sie mir gegen alle andere Menschen! Ich hatte Johannen einst geliebt, es war aber das Gefühl, welches für Rosamunden meine Brust durchbebte, ein anderes als jenes. Soll ich, um es auszudrücken, eines Vergleichs mich bedienen, so würde ich sagen: die Liebe zu Johannen war das Mondenlicht, das die Nacht meines Lebens — wie das Leben immer Nacht ist, dem nicht die Gestirne der Liebe scheinen — hellte; die zu Rosamunden der Sonnenstrahl, der belebt und leuchtet und wärmt. — Ja, belebt und erwärmt! das ist das rechte Wort für jenes

Empfinden. — Mein Herz war fast in eine starre Apathie gesunken, es war so nüchtern, so kalt in und um mich; da nahte sie mir und der holde Traum — nein! die schöne Wirklichkeit ging in mir auf.

Sie verkannte mich nicht und hatte mich nicht verkannt, selbst als sie von mir noch nichts wissen konnte, als was der Mund Anderer ihr berichtete. Und mit welcher Innigkeit schloß sie sich an mich an, wie näheres Kennenlernen und mein, wie wohl nur sehr beschränkter, Umgang mit den ihrigen, ein traulicher Verhältniß unter uns gründete.

Die Ankunft Johannens bei mir, die mir ihren Knaben, den Sohn meines Wilhelm brachte, hatte, ich konnte es vermuthen, zu den befangensten Urtheilen über mich Veranlassung und, dießmal wenigstens, mit einigem Schein, gegeben. Als ich später öfter in das Haus von Rosamundens Eltern kam, bemerkte ich wohl, wie des Schulmeisters Frau stets mich und den der Sorgfalt ihres Gatten vertrauten, Knaben ins Auge faßte, vermuthlich,

um die von ihr mit Gewißheit vorausgesetzte Verwandtschaft zwischen mir und ihm in unsern Zügen sich zu bestätigen und — ich darf nicht leugnen, dieß fortgesetzte Mistrauen schreckte mich ab, mich so der Familie eines Mädchens zu nähern, die mir über alles theuer geworden war, als sonst wohl geschehen wär; es schreckte mich um so mehr ab, da ich auch in dem Wesen des Vaters etwas zu finden glaubte, das gegen mich sprach.

Wie wohl hätte ich gethan, hätte ich durch diese, ob schon unverdiente Kälte, mich auch von Rosamunden so zurückgezogen, als ich es von ihrem älterlichen Hause that! Aber, konnte ich denn damals wissen, was mir begegnen würde! Ach, daß der Mensch mit seinem reinsten Glück so oft abhängig von den elendesten Dingen ist!

Rosamundens Herz war mein geworden; zwar hatte sie nie es mir gesagt das süße Wort: „ich liebe dich," so wenig wie ich es ihr gesagt hatte, aber was der Mund nicht sprach, das sprach das ganze Wesen und eine

goldne Morgenröthe, das Glück und die Freude, fing mir an zu tagen. O, wenn wir zusammen am Denkmal meines Wilhelm standen, wenn ihr sanftes Auge suchend dem meinen begegnete und fragend darin lesen zu wollen schien, ob mir nicht endlich heitere, lachendere Ideen aufsteigen wollten, als wohl bis dahin mich umgeben hatten; wenn sie mit mir in kindlicher, süßer Unschuld von ihrer eigenen Kindeszeit sprach, wenn sie mir das wahrhafte Idyllenleben ihrer Jugend kunst- und schmucklos und doch so reizend erzählte, wenn sie mir von ihren Eltern, von ihrem Onkel — der besonders ein herrlicher Mensch seyn muß — vorplauderte, o da fühlte ich, wie selig es ist, einen Platz in einem so reinen Herzen zu haben und stand mehrmals im Begriff, die am Eingang meines Wäldchens einst angeheftete Inschrift: „den Manen meines Glücks" auszulöschen und dafür: „dem Erblühen meiner Seligkeit" hinzusetzen; aber nur zu bald kam auch jetzt wieder das Geschick, mein trübes Geschick, und warf seinen langen ver-

düsternden Schatten über meine Blumenflur weg.

Von Rosamunden hatte ich gehört, daß ein junger wohlhabender Mann sich um sie bewerbe und daß ihre Mutter ihn zu begünstigen scheine. Dieß gab mir einen Stich ins Herz, ich ward aber bald beruhigt, als ich beim Zusammentreffen mit ihm deutlich sah, daß Rosamunde kein Gefühl für ihn hegte und auch unmöglich hegen konnte, für ihn, der so gar nichts war und höchstens als eine Null in der Menschenreihe gelten mogte. Dennoch, da die Mutter ihn begünstigte und sich ziemlich merken ließ, wie sie ihre Tochter ihm nicht versagen würde, beschloß ich je eher je lieber mit Rosamundens Eltern zu sprechen und ihnen meine rechtlichen Absichten auf ihr Kind vorzutragen. Ich hatte dieß aus folgenden Ursachen bisher verschoben. Rosamundens Onkel sollte, so hieß es, bald wieder in Brandheim eintreffen. Ich hatte von Allen, mit denen ich über diesen Mann ins Gespräch kam, so viel Lobes, so viel Rühmens von

ihm gehört, daß ich in der That nicht wenig neugierig geworden war, ihn kennen zu lernen. Besonders war mir seine Offenheit, sein völlig Vorurtheil freies Wesen gerühmt worden und ich gedachte daher mit meinem Antrag darum bis zu seinem Kommen zu warten, da ich mir nicht verbergen konnte, daß Rosamundens Vater nicht ganz so gegen mich war — dann wollte ich auch die schöne Blüthe der Liebe, die so köstlich sich mir in des Mädchens Herzen erschloß, nicht durch Uebereilung verkürzen; langsam und dauernd, so war mein Wille — sollte sie bis zu ihrem Aufschluß keimen und reifen und ohne beschleunigende Förderung von meiner Seite sah ich, sehnsüchtig zwar, aber doch geduldig harrend, den Augenblick nahen, wo sie, nur Liebe und ganz Empfinden an meine Brust sinken würde. Nun aber aus oben angeführtem Grunde glaubte ich diesem schönen Zeitpunkt näher rücken zu müssen und bestimmte mich, nicht ohne Bedauern dadurch mir selbst die Blüthe des höchsten Gefühls gewissermaßen zu ent=

blättern, zum sprechen. Der Geliebten selber sagte ich aber nichts von meinem Vorhaben; wozu wäre das auch erst noch nöthig gewesen? Sie liebte mich, das fühlte ich ja tief und innig; welch himmlisches Errôthen, dacht' ich mir, wird die schönen Wangen färben, wenn du mit ihrem Vater vor sie trittst und er dann ihre Hand in die deine legt! — O, das war ein schöner Traum, warum mußte er mir so schnell schwinden! —

Ich hatte, nachdem ich dieß alles bei mir erwogen, den nächsten Tag zur Ausführung meines Vorhabens bestimmt. Schon stand ich am frühen Morgen — der Tag graute kaum, wie hätt' ich auch an diesem Morgen ruhen können! — schon stand ich völlig bereit da und harrte nur noch der Stunde, an der ich einigermaßen schicklich zu Reinhard gehen konnte, da kam mein Diener und brachte mir ein Briefpacket, das so eben mit einem Bothen an mich gekommen war. Ich weiß nicht, warum ich zitterte, als ich es in die Hand nahm, gleich als hätte ich seinen traurigen

Inhalt geahnt, an den ich in dem Augenblick doch noch nicht entfernt denken konnte. —

Es waren Nachrichten aus meiner Heimath, die mir mein Sachwalter zusendete. Ach sie schlugen meine Hoffnungen nieder wie ein schnell aufsteigendes Hagelwetter die Hoffnungen des Landmanns!

„Ich bedaure — schrieb mir jener — Ihnen die unangenehme Nachricht melden zu müssen, daß der Baron Nordberg, der so lange von uns allen für todt gehalten wurde, zurückgekommen und die Verlassenschaft Ihres seligen Herrn Oheims, seines Halbbruders, in Anspruch genommen hat. Die Sache kann, wie ich fürchte, für Sie darum sehr leicht eine höchst ungünstige Wendung nehmen, da es ihm gelungen ist, in der kurzen Zeit seines Aufenthalts, sich mächtige Gönner in der Residenz zu erwerben. Man spricht unter andern sogar von einer Verbindung zwischen dem Sohne des Ministers und einem jungen Frauenzimmer, die Nordberg mitgebracht hat und die entweder seine eigene, oder wie andere

meinen, die Tochter eines italienischen Großen ist, mit dem Nordberg lange in engen Verhältnissen gelebt hat. Sey dem wie ihm wolle, so ist meine Furcht für den Besitz Ihres Vermögens nicht ungegründet. Auf Nordbergs Ansuchen ist bereits alles von den Gerichten einstweilen in Beschlag genommen worden und Sie werden daher wohl thun, sich ungesäumt nach hier aufzumachen, um persönlich Ihr Recht und die Gültigkeit Ihrer Ansprüche zu betreiben."

Mir war dieser Brief ein Donnerschlag, der für den ersten Augenblick wenigstens alle meine Aussichten, die ich mir so froh in die Zukunft hinein geträumt hatte, vereitelte, denn er zeigte mir — daß ich vom sehr wohlhabenden Mann, schnell zum Bettler geworden war.

Mein Herz hatte nie am Gelde gehangen und unter allen Leidenschaften, die in den Seelen der Menschen oft mit tyrannischer Gewalt sich einen Thron erbauen, wäre die nach irdischem Besitz, in gewöhnlicher Bedeutung

des Worts, gewiß die letzte gewesen, die mich hätte befallen können, aber ich leugne nicht, der schnelle Wechsel der Glücksgüter, der jetzt mich betraf, schlug meinen Geist nieder, darum so sehr, da er mir die Aussicht auf das, fürs Erste wenigstens, abschnitt, was mir am theuersten war. Ich stand mehrere Minuten wie versteint, überlas dann den Brief wieder und wieder, und schöpfte daraus nur neue Nahrung für meine Niedergeschlagenheit. Zwar war das, was ich bisher mein nannte, noch nicht an Nordberg zugesprochen, aber — konnte ich daran zweifeln, daß es geschehen würde? besonders wenn, wie man mir schrieb, mein Widersacher wirklich sich Verbindungen zu erwerben gewußt hatte, denen ich nichts als den letzten, nicht sonderlich fest und mit gehöriger Bündigkeit ausgefertigten, Willen meines Oheims entgegen zu setzen hatte?

Was sollte ich nun thun? wie mich nun gegen Rosamunden benehmen? Bisher hatte ich ihr ein annehmliches, völlig von äußern Sorgen befreites Loos an meiner Seite anbie-

ten können, jetzt fiel dieß weg, und trug ich gleich die feste Ueberzeugung in meiner Brust, daß sie, die Liebende, gewiß deswegen nicht weniger warm für mich empfinden würde, so trat nun die Frage ein: ob ich als rechtlicher Mann an mein Daseyn ohne bestimmte Aussicht das Geschick eines Wesens knüpfen dürfe, das dann nur mich hat und nichts weiter, und ich mußte mir diese Frage mit „Nein" beantworten.

Dieser Ueberlegung folgte bald der Entschluß, den ich demnach zu nehmen hatte. Statt, wie ich wollte, diesen Morgen zu Rosamundens Eltern zu gehen, gab ich meinem Diener Befehl, alles zu unserer Abreise zu bereiten. Die redliche Seele, gewohnt mehr als ein Freund, denn als ein Dienstbote von mir behandelt zu werden, stand wundernd als er meinen Auftrag vernahm. „Ich glaubte, sprach er, Herr Müller, wir würden hier eine bleibende Stätte gefunden haben, hier, wo Ihnen alles so gefiel." Ach! der Mensch wußte nicht, daß er meinem Herzen durch seine Re-

den neue Wunden schlug und doch konnte ich ihm nicht zürnen. War er doch der Einzige, der auf meinen einsamen Pfaden mein steter Begleiter war — Er und mein ungünstiges Geschick! —

Ich sprach denselben Tag noch Rosamunden. O was kostete es mich, ihr zu sagen, wir müssen uns trennen. — Sie sah mich erstaunt, betäubt kann ich es nennen, an, und die Blässe, die bei meinen Worten ihre schönen Wangen überzog, würde mir, hätte ich es noch nicht gewußt, gesagt haben: „du Glücklicher bist geliebt!" So streift im Leben das höchste Glück an den Schmerz — denn — mußte es mein Herz nicht tief und gewaltig erfassen dieses Zusammenempfinden der Seligkeit und des Leids, wo in einem Augenblick das Glück und der Schmerz der Liebe sich mir vereinte? — Von des Mädchens Blässe erschreckt, hatte ich, fürchtend, sie werde die Kraft verlieren, meinen Arm um ihren Leib geschlagen. Es war das Erstemal, daß wir in so vertrauend zärtlicher Stellung zu

einander uns befanden. Ich weiß es wohl, ich hätte es nicht thun sollen, gerade jetzt nicht thun sollen in dem Augenblick, da ich entschlossen war, entschlossen seyn mußte, mich von ihr vielleicht — auf immer zu trennen: aber — richte kalt und fühllos mich, wer es vermag, wer geliebt und gefühlt hat, wird mich nicht streng tadeln — ich drückte in diesem Moment, der so bittersüß war, die Weinende an meine Brust und während ihr Arm mich umschlang, bedeckte mein Mund den ihren mit brennenden Küssen.

Wir würden wohl sehr lange so in einander verloren verweilt haben, hätte das Kommen meines Rudolph uns nicht aufgeschreckt. Eine blasse Lilie, vom Wiederschein der Morgenröthe lieblich überflogen, wand Rosamunde sich von mir los und in ihren Augen glänzte des Gefühls, des innigen, heiligen Gefühls schöne Perle.

Wo hätte ich da den Muth hernehmen sollen, ihr zu sagen, was ich ihr eigentlich sagen sollte und — auch wollte; daß nehm=

lich an diesem selben Tage, da sie zum erstenmal an meiner Brust in süßer Hingebung lag, das Schiff meiner Hoffnungen gescheitert sey, gescheitert sey, um vielleicht nie wieder seine Segel schwellen zu lassen! Wo hätte ich den Muth hernehmen sollen, der heiß Geliebten und heiß Liebenden zu sagen, daß eine Trennung vielleicht auf immer uns bevorstehe! — Ich schwieg darüber, nur andeutend, als sie Bestimmteres zu wissen verlangte, wie ich auf einige Zeit wohl nur verreisen, dann aber, freilich könne ich den Zeitpunkt noch nicht bestimmen, wiederkehren würde.

Sie sah mich einige Minuten zweifelnd an, dann sprach sie zu mir: ich glaube Ihnen, ob schon in meiner Seele einige leise Zweifel, wie Dämmerungswolken, sich heben wollen. Sie werden mir nichts sagen, was Sie nicht selbst glauben und gewiß wissen. Was sollte Sie auch von hier wegtreiben? Sie haben ja alles erst so recht nach Ihrem Behagen hier eingerichtet und ich — — hier stockte sie und schlug plötzlich wie erschrocken über den Blick,

den sie in ihr Inneres that, die Augen nieder, auf der sanft erröthenden Wange las ich aber deutlich den fehlenden Nachsatz ihrer Rede: „ich liebe Sie ja so sehr!“

Ich mußte mich wegwenden, um das Uebermaas des schmerzlichen Gefühls, welches meine Brust beengte, ihren Augen zu verbergen. Es ist schwer, von seinem Glücke scheiden, aber dieß ist wie das Gewicht einer Feder zu einer Bergeslast, wenn man sich und seinen Schmerz dem Geliebten verbergen muß, um dieß nicht zu zerdrücken.

Denselben Tag meldete ich noch bei Reinhards meine bevorstehende Abreise und traf alle völlige Verfügungen in Hinsicht des dem Alten anvertrauten Knaben; dann reichte ich noch Einmal meiner Liebe die Hand, die sie zitternd ergriff und hielt, und der nächste Morgen sah mich schon in ziemlicher Entfernung von Brandheim.

Mein Weg ging zuerst nach dem Aufenthaltsort meines Sachwalters; mit diesem dann in die nicht entfernte Residenz. Was ich er=

fuhr und sah, konnte bis jetzt keine freudigen Bilder in meiner Seele wieder hervorzaubern. O Nordberg ist noch der alte, wie er mir immer geschildert wurde, wie ich selbst ihn einst kennen lernte und sein Einfluß groß. Arme Rosamunde! armes Herz! Du und ich werden unsern Trost wohl in der Entsagung, die der berechnende Verstand vorschreibt, finden müssen. —

Theodor von Feldmann an seinen Freund.

Wünsche mir Glück, mein Freund! ich habe sie gefunden! gesehen! gesprochen! Ich habe ihre Hand in der meinen gehabt; sie hat sie nicht zurückgezogen; im Gegentheil — O Freund! es war ein Augenblick, in dem ich mit keinem König tauschte — aber — es war nur ein Augenblick und jetzt ist alles wieder, ich möchte sagen, Nacht, denn da, da war Tag, schöner, sonniger Tag, da sie vor mir stand und ihre dunkeln Augen wie Sonnen, mild und freundlich auf mich blickten. Ich will dir aber nun auch alles fein ordentlich erzählen, wie es gekommen ist, wie ich sie fand, wie ich sie sah, ach Freund! und wie

ich sie wieder verlor. — Aber ich lasse deswegen den Muth nicht sinken; hab' ich sie doch gesehen, weiß ich doch, wo sie weilet, und vor allem, weiß ich doch, daß sie mich nicht haßt! —

Sieh, ich saß in dem kleinen Städtchen, von wo aus ich meinen letzten Brief an dich sendete, in der Wirthsstube, höchst verdrießlich und kritzelte Figuren und Namen auf eine Fensterscheibe, in die Ida, wie mir der Wirth erzählte, auch einige Buchstaben eingeschrieben hatte (es waren ein B. und ein M.) und dachte an sie und machte neue Entwürfe, wie ich es anzufangen habe, sie endlich zu finden. Zum hundertstenmal hatte ich die Leute im Hause der Reihe nach verhört, natürlich aber nur erfahren, was ich schon längst wußte, daß Ida nehmlich mit ihrem alten Begleiter hier gewesen, sich ein Paar Stunden aufgehalten, und dann mit einem sie abholenden fremden Fuhrwerk weiter gereist wären, wohin aber? wußte freilich keiner, da weder Ida, noch ihr Gefährte darüber etwas geäu-

ßert hatte. Ein Zusatz zu diesem so oft schon gehörtem Bericht, den eines der Mädchen im Hause zu machen hatte, war mir immer noch das Erfreulichste davon, der nehmlich, daß die junge Dame bei Gelegenheit einiger neugierig an sie gerichteten Fragen über das Woher? ihres Kommens, erwiedert habe: „Von Fussach am Bodensee, wo es gar anmuthig wäre."

Du wirst lachen, Freund, daß ich so — — nun ich will es nur sagen — so eitel bin, diese Antwort auf mich günstig zu beziehen; aber das soll mich nicht kümmern. Hat es ihr doch dort gefallen, wo ich sie, sie mich zum erstenmale sah! — Doch ich will jetzt, statt mit dir zu rechten um deinen Spott, den ich mir recht deutlich in deinen Mienen denken kann — abzuwenden, lieber fortfahren, den Verlauf meiner Begegnisse zu erzählen, auf die Gefahr hin, dir noch mehr Waffen gegen mich in die Hand zu geben.

Während ich noch so meinen Gedanken nachhängend da saß, tritt ein Reisender, den ich

für einen Hausierer hielt, welches sich später auch bestätigte, und der dem Wirth schon bekannt seyn mußte, ins Zimmer. Beide, der redselige Wirth und der Fremde, waren bald in ein Gespräch verflochten, das, wie natürlich, für mich kein Interesse haben konnte und daher bald anfing, mir lästig zu werden; das Thema ihrer Rede drehte sich um Mord- und Räubergeschichten. Schon stand ich im Begriff, die Stube zu verlassen, um im anstoßenden Gärtchen ungestört meinen mancherlei Entwürfen nachzuhangen, da fing der Reisende an zu erzählen, wie kürzlich ohnweit M.... ein fast seltsames Abentheuer sich zugetragen hätte, das gewiß recht übel ausgefallen wäre, wäre nicht durch seine und einiger Andern zufällige Dazwischenkunft das Vorhaben gestört worden.

Ich weiß nicht woher es kam, daß ich, obgleich ziemlich unmuthig und nie sonderlicher Freund solcher Erzählungen von Reisenden, die gewöhnlich übertrieben werden, doch neugierig wurde, das Begegniß zu vernehmen, das in folgendem bestand.

„In einem kleinen, nur noch wenige Stunden von M.... entlegenen Flecken, in welchem die nach jener Stadt fahrenden Posten stets anzuhalten pflegen, kam gegen Abend ein Wagen mit einem ältlichen Herrn und einer jungen Dame an, die noch in derselben Nacht M.... zu erreichen wünschten und deshalb nur in der Gaststube abtraten, in der eine ziemliche Anzahl Menschen verschiedenen Standes, sich befanden. Unter diesen war auch ein Mann, groß, ernst und ältlich von anständigem Aeußern. Er hatte seinem Vorgeben nach die noch demselben Abend durchkommende Post erwarten und dann mit ihr fahren wollen, um gleichfalls gegen Morgen bei guter Zeit in M... einzutreffen, wo des nächsten Tages Jahrmarkt war. Ehe der Herr und das junge Frauenzimmer ankamen, hatte er sehr still in einer Ecke des Zimmers gesessen, sobald diese aber ihren Vorsatz, in der Nacht noch weiter zu fahren, kund gethan hatten, war er, unter einem Vorwand, die Stube verlassend, herausgegangen und eines der Hausleute wollte bemerkt ha-

ben, wie er auf der Straße im Dunkeln sehr angelegentlich mit ein Paar Männern gesprochen habe, die dann ihres Weges weiter gezogen wären.

Bei seiner Zurückkehr ins Zimmer hatte er sich hierauf ins Gespräch der Uebrigen gemischt, auch es geschickt so einzurichten gewußt, daß er den neuangekommenen Fremden unvermerkt immer näher kam und da er sich in Reden und Benehmen als einen artigen, auch vielerfahrenen Mann gezeigt, so habe es nicht lang gedauert und er wäre mit dem Herrn sowohl als mit dem jungen Frauenzimmer in lebhafter, freundlicher Unterhaltung gewesen, von der aber die Andern nichts verstanden hätten, da sie in fremder Mundart geführt worden sey, die wohl allen dreien die angeborene seyn möge, indem sie von ihnen mit großer Geläufigkeit gebraucht worden.

Du kannst denken, Freund, daß dieser Anfang meine Neugier nicht abspannte; dringend bat ich den Mann fortzufahren, denn ich hoffte mit Recht, der Zufall werde mir hier ungesucht

ein Licht gewähren, welches bisher meinem Forschen versagt war. Der Mann fuhr fort:

„Einige Aeußerungen des Wirths, die er gegen seine Gäste fallen ließ, wie der zwar kurze aber ununterbrochen durch Wald und Berg gehende Weg bis M... bei Nachtzeit gerade nicht immer der sicherste sey und wie seit kurzer Zeit mehreremale auf demselben Frevelthaten begangen worden — wurden von dem Mann, der sich den Reisenden zugesellt hatte, bestätigt, doch aber so, daß ein großer Theil des Gefährlichen davon wegfiel und die Schuld der erlebten Unfälle mehr der Fahrlässigkeit derer, die sie betroffen, als der Unsicherheit dieser Gegend überhaupt, zugeschoben; und so kam es, daß der Herr und das junge Frauenzimmer, die erst fast durch des Wirthes Reden bestimmt worden wären, ihre weitere Fahrt einige Stunden aufzuschieben, bei ihrem ersten Vorsatz blieben und gegen Einbruch der Nacht, die sehr finster, dazu regnig war, sich auf den Weg machten.“

„Der Mann hatte sich an sie angeschlos-

ſen und den Platz, den ihm der ältliche Herr im Wagen mit gewährt, angenommen; ſo ging die Reiſe los unter lebhaftem Geplauder, wie der Wirth mir nachher berichtete. Gleich hinter dem Flecken, wo das bisher Gemeldete vorfiel, hebt ſich der Weg ſteil ansteigend einen beträchtlichen Berg hinan und mit Wald bedeckt weit umher iſt die ganze Gegend. Oben aber auf dem Gipfel des Bergrückens ſteht eine verwitterte Kapelle aus alter Väterzeit, einſam und verlaſſen, jetzt ein Aufenthalt lichtſcheuer Vögel und Gewürms auch — wie die Rede der Umgegend beſagt — greulich geſtalteter Unholde die zur Stunde der Mitternacht da ihr Unweſen treiben. Wie die Reiſenden nun langſam mit ihrem Fuhrwerk den ſteilen Hohlweg hinankamen und faſt mit der ſeitwärts liegenden Kapelle in gleicher Linie ſich befanden, da ertönte von daher ein ſeltſames Geräuſch verwirrter, fremdartiger Töne, und als ſie alle erſchrocken hinblickten, ſahen ſie zween lange, faſt rieſige Geſtalten, weißſchimmernd durch die Nacht

daher, eine rechts, die andre links vor den Pferden stehen, so daß diese entsetzt schnaubten, sich bäumten und nicht vorwärts zu bringen waren."

„Alle gute Geister! — stammelte der halbtodte Fuhrmann, ein kräftiger Faustſtoß aber, den er in der Dunkelheit empfing ohne zu wissen woher und den der Gespensterfürchtige von der Geisterhand erhalten zu haben vermeinte — warf ihn vom Bock, und in demselben Augenblick standen die zwei greulichen Nachtgestalten an den Kutscherschlägen, rissen diese auf und wollten die im Wagen befindlichen herauszerren. Da sah der ältliche Herr mit Schrecken, daß der, den er freundlich mitgenommen und für einen wohlanständigen, rechtlichen Mann gehalten hatte, Genosse und Mitschuldiger jener vermummten Räuber war, und daß er wohl in sehr schlimme Hände gefallen sey, indem er des Wirths und der Leute in jenem Flecken Rath nicht geachtet, sondern seiner Grille und dem Einreden eines Unbekannten gefolgt habe. Denn

es trieb dieß räuberische jene Gegend unsicher machende Gesindel sein Wesen gewöhnlich unter der Larve von Gespenstern, theils um größeren Schreck zu verbreiten, theils wohl, um sich und ihre Schlupfwinkel dadurch mehr den Nachforschungen der Menschen zu entziehen.“

„Der Widerstand, den der im Wagen befindliche leisten wollte, war bald beseitigt, um so schneller, da mit den beiden Vermummten sich der vereinte, welcher mitgenommen worden war, und so geschah es, daß die Reisenden, zusammt ihrem Fuhrmann gebunden wurden und die Räuber sich anschickten, die Koffer und Packete fortzuschaffen.“

Hier unterbrach ich den Erzählenden, denn nicht länger vermochte ich meine Bekümmerniß um das Schicksal des jungen Frauenzimmers, in der ich ahnend Ida erkannte, zu unterdrücken.

„Sie war gleich anfangs, erwiederte mir dieser, in Ohnmacht gefallen,“ dann aber fuhr er fort:

„Indem das Ausplündern des Wagens schon beinahe vollendet war, welche Beschäftigung den Vermummten recht geschwind von Händen ging als etwas oft geübtes, und der im Wirthshause mitgenommene Mann wie Wache bei den Geknebelten stand, trug es sich zu, das ich nebst noch zween Gefährten des Weges gegangen kam von M... her, mit guten Stöcken bewaffnet, wie es denn so unsere Art und auch nöthig ist, wenn man zu Fuß wandernd reiset. Schon von fern hatten wir einiges Geräusch vernommen, als wir näher kamen und uns das was wir hörten, immer unheimlicher und verdächtiger vorkam, da verbargen wir uns lauschend hinter den Bäumen und schlichen vorsichtig näher, wohl uns denkend, hier werde Böses begangen. Von meinen Gefährten war ich zunächst; da vernahm ich, wie zwischen den am Boden gebunden liegenden Reisenden und den ihm Bewachenden folgendes gesprochen wurde in italienischer Mundart, die mir etwas bekannt noch ist, aus Zeiten, wo ich auch dahin, meines Handels wegen, zog.

„Euer Vorstellen ist vergebens. Was ihr mir geben könnt, besitze ich nun schon; Ludovico aber will Rache und sie soll ihm werden, verlaßt euch darauf.“ So sprach der Eine; der Andere erwiederte: Du stürzest dich ins Verderben, denn dein Frevel wird nicht ungeahnt bleiben; ich habe mächtige Freunde. Ich schenke dir was ich bei mir habe, aber laß mich los.

Daß ich ein Thor wär! Zu lange schon suchten wir Eure Spur; jetzt da wir Euch haben, sollt Ihr uns nicht entgehen, das seyd gewiß und Bertha auch nicht.

„Hier sprang ich mit meinen Begleitern zugleich, auf ein unter uns verabredet Zeichen, vor, und unsre Knüppel zeigten den erschrockenen Bösewichtern, daß sie nicht allein hier zu sprechen hatten. Feig, wie fast immer das Unrecht, räumten die beiden in Geistertracht uns bald das Feld und suchten sich im Dikkicht zu retten, der aber so mit im Wagen gewesen war, leistete hartnäckigen Widerstand

und erst nachdem seine Kammeraden ihn im Stiche gelassen hatten und wir nun vereint uns über ihn machen konnten, suchte auch er sich zu retten; doch gelang ihm dieß nicht und seiner fast wüthenden Gegenwehr ungeachtet, wurde er endlich überwältigt und festgenommen. Wir ließen es nun unsere erste Sorge seyn, den noch am Boden liegenden beizustehen und sie ihrer Bande zu entledigen, und als dieß geschehen, so lenkten wir den Wagen nach den Ort wieder zu hin, von wo er gekommen, als den nächsten der in der Finsterniß zu erreichen war.“

„In einer fortwährenden langen Ohnmacht hatte das junge Frauenzimmer gelegen; als sie wieder zu sich kam und sich gerettet sah, da war ihr Dank sehr groß und sie sowohl wie der ältliche Herr, der ihr Vater oder Vormund war und Nordberg hieß, beschenkten uns reichlich für den ihnen geleisteten Dienst; der gefangene Räuber aber wurde den Gerichten übergeben, doch ist mir, der ich des andern Morgens meine Straße weiter

zog, nicht bekannt geworden, welchen Zusammenhang es eigentlich mit ihm und dem was ich von jenem Gespräch erlauschte, hatte."

So weit die Erzählung des Reisenden. Auf mein Befragen, ob er das junge Frauenzimmer nicht habe nennen gehört, vernahm ich mit Freuden von ihm die Antwort: „ja, sie hieße „Ida," und die ihm abgefragte Beschreibung ihrer Persönlichkeit, vergewisserte mir, sie sey es, die ich suchte. Was mich aber über allen Zweifel erhob, war das Erblicken einer Busennadel, die Ida, im Gefühl der Dankbarkeit ihrem Retter geschenkt und die ich mich deutlich erinnerte, bei ihr gesehen zu haben, als ich neben ihr im Schiff saß. Du wirst dir leicht denken können, daß ich nicht eher ruhte, bis der Mann sie mir überließ und daß ich nicht versäumte, die auf so zufällig günstige Art von der Herrin meines Herzens erhaltenen Nachrichten zu benutzen und

mich schleunigst auf den Weg machte, sie aufzusuchen.

Nach M... waren sie also gereist; ihr Begleiter hieß Nordberg: Licht genug für mich, nun nicht mehr am Finden zu verzweifeln.

Wenige Tage nach dem Erhalten dieser mir so willkommenen Nachrichten, befand ich mich auch schon in M.... und —, denke dir meine Freunde, als ich schon am zweiten Abend meines dortigen Aufenthalts Ida im Schauspiel sah. Wie gern wäre ich in die Loge geeilt, wo sie nebst mehreren Frauenzimmern und ihrem wohlbekannten Begleiter war, aber, weiß der Himmel, wie es zuging, indem ich schon fast an der Thür stand, verließ mich mein Muth und zum Erstenmal stellte sich mir das Sonderbare meines ganzen Benehmens in seinem vollen Lichte dar und ich fing an, mich über mich selbst zu wundern, wie ich einem unbekannten Mädchen, die ich nur ein einziges Mal sah, von der ich nicht wußte ob mein Wiedersehn ihr je erfreulich seyn würde, wie ich der nachzie-

hen konnte gleich einem abentheuernden Ritter und, ich gestehe Dir, ich kam mir selbst in diesem Augenblick ein wenig lächerlich vor. Es hätte wahrlich wenig gefehlt, so wär' ich in diesem unbehaglichen Gefühl wieder umgekehrt und des Weges gezogen, den ich gekommen war, aber, wie natürlich, siegte am Ende die Liebe doch, und indem ich anfing mich den heiteren Träumen meiner Einbildungskraft zu überlassen, postirte ich mich so, daß beim Herausgehen aus dem Theater, sie nothwendig bei mir vorüber mußte. Da dachte ich — doch — was denkt sich in solchen Augenblicken der Mensch nicht alles! Glücklich der dem die Wirklichkeit nur einen Theil seiner Traumgebilde erfüllt. —

Das endlos lange Stück war endlich aus. Der Vorhang rauschte nieder, das Parterre rief mit Donnerstimme eine Schaar der aufgetretenen Personen heraus, diese sprachen in auswendig gelernten Worten wie Papageyen von Glück und Ehre, Nievergessen und Tieferfühlen und die Zuschauer strömten den Ausgängen zu. Da kam auch sie, die ich nur gesehen hatte, o Freund! wie schön war Ida!

Ich drängte mich vor, jetzt stand sie neben mir, jetzt wollte ich sie begrüssen — da stockte mir das Wort auf der Lippe, und mir war als schnürte ein schadenfroher Dämon mir die Kehle zu. Auch kein Ton kam heraus, ich mochte machen was ich wollte und alles was ich zu Stande brachte war ein Compliment so linkisch daß ich selbst mich dafür hätte prügeln mögen.

Aber Ida hatte mich doch gesehen; eine schöne Röthe überflog die zarten Wangen, als ich so vor ihr stand und die Milde und die Güte sprachen deutlich aus ihrem ganzen Benehmen.

Ehe ich es mich versah, war ich von ihr weggedrängt. Vergebens suchte ich den Weg auszukundschaften den sie genommen und ich mußte mich für diesen Abend mit dem Gedanken begnügen, wenigstens innerhalb derselben Ringmauern zu athmen wo sie war.

Als ich auf mein Zimmer anlangte, ließ ich es meine erste Sorge seyn, über die besten Mittel zu rathschlagen, wie ich mich bei ihr einführte und nun erst stiegen Bedenklichkeiten sonder Zahl in mir auf, besonders in Betracht Nordbergs.

Er war also der, den Jacob schon in Italien in so sonderbarem Verhältniß kennen lernte. Was sollte ich von diesem Mann denken? was von seinem damaligen, was von seinem jetzigen Treiben? Die Bruchstücke jenes Gesprächs zwischen Nordberg und dem Räuber, mir mitgetheilt durch den Reisenden, fingen an mich seltsam zu beunruhigen. Was hatte es mit diesem Verhältniß für eine Bewandniß? Wer war jener Ludovico, der sich an Nordberg rächen wollte? Diese und tausend andere Ideen durchkreuzten meinen Kopf und mir fing an vor einem Lichte zu bangen, das so leicht meinen Himmel mir entreißen konnte. Wenn Nordberg vielleicht ein Abentheurer, ein Betrüger war; wenn Ida! — — ich mochte den Gedanken nicht ausdenken und doch — — Nein! Nein! diese Züge kindlicher Unschuld konnten nicht Maske seyn! Dann war das Licht des Tages eine Lüge, wenn diese Blicke Heuchelei verbargen. Und wieder — der von Ludovicos Rache Gedungene, sprach von einer Bertha. Wer war diese Bertha? War Ida vielleicht nur ein fingirter, der andere der rechte Name? Wie! mir fiel

plötzlich ein, daß in der einst gehörten Erzählung von dem Abentheuer zu Montcastello auch jene Bertha vorkam, damals noch Kind. — Ja! sie ist es, sie ist es gewiß jener Constanze Tochter, über die die Rache der Nemesis einbrach. Nordberg ist ja jener räthselhafte Fremde; gewiß ist Ida Constanzens hinterlassene unmündige Tochter. —

Wachend und träumend hatten mich diese Fragen die Nacht durch beschäftigt; am andern Morgen entschloß ich mich, einige von Jacob erhaltene Empfehlungsschreiben abzugeben, in der Hoffnung, dadurch mir vielleicht einen Weg zu manchen Aufklärungen zu bahnen. Das Glück begünstigte mich auch hier über Erwarten noch. Das Erste, welches ich abgab, war an einen Kaufmann gerichtet, einen Biedermann von altem Schrot und Korn, wie der erste Blick auf ihn zeigte. Ich traf ihn auf seinem Comptoir. In Geschäften vertieft bis über die Ohren, bat er mich, den Mittag bei ihm zuzubringen, mich einstweilen aber eine Treppe höher zu bemühen, wo ich seine Frau und Tochter finden würde; „denn,

setzte er hinzu, Sie dürfen mir so nicht weggehen, ein gar lieber herrlicher Mensch empfiehlt sie mir; was der empfiehlt ist gut, ich hoffe, wir verleben einen freundlichen Nachmittag. Jetzt aber habe ich noch eine Post zu 'expediren." Mit diesen Worten ließ mich der Mann stehen und eilte zu seinem Pulte, mich aber führte ein dienstbarer Geist, bei den Frauen ein. Ich fand hier was man oft in den Häusern begüterter Kaufleute findet, den Glanz des Reichthums mit liebenswürdiger Bildung und Anspruchlosigkeit gepaart, und, indem ich in der Mutter sowohl wie in der Tochter ein Paar der anmuthigsten ihres Geschlechtes kennen lernte, wurden sie mir jetzt doppelt interessant, da ich in ihnen dieselben Frauenzimmer wieder fand, die ich den Tag vorher mit Ida im Theater gesehen hatte. Wenige Minuten nur und das Gespräch war auch von mir so eingeleitet, daß nothwendig ihrer gestrigen Begleiterin gedacht werden mußte, da hörte ich — — doch ich breche heute ab, Freund, es ist schon sehr spät und das nächste Morgenroth muß mich schon wieder munter und gerüstet finden, denn

mich erwartet da ein Freund und — ein Feind. Wer diese sind und wie alles weiter sich fügt, meldet die Folge.

Ende des ersten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gleich, Friedrich, 1782-1842

Jacob Reinhard und seine Familie ein Roman

Bd.: 1

Leipzig (1817)

P.o.germ. 2059 b-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129531-3